Rösseler und Bähnler aus Leidenschaft

Franz Notter – ein 90-jähriger Würenloser erinnert sich

Wie es zu dieser Broschüre kam

Es ist ein Glück, in bemerkenswerter Frische und Gesundheit ein so hohes Alter zu erreichen wie Franz Notter. Und ein Glück ist es auch, dass er, der auf ein langes und erlebnisreiches Leben zurückblicken kann, ein so begnadeter Erzähler ist. Ob im Freundeskreis oder an einer öffentlichen Veranstaltung des Seniorenrates in Würenlos, wann immer Franz Notter aus seinem Leben erzählte, fand er ein dankbares Publikum. Die Idee, seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen und womöglich gar zu veröffentlichen, kam allerdings nicht von ihm selber. Von dritter Seite wurde ich angefragt, ob ich Franz Notters Erinnerungen in schriftliche Form bringen wolle. Ich kam dem Wunsch gerne nach und bereue es nicht. Die langen, vergnüglichen Gespräche mit Franz Notter an vier Nachmittagen im Sommer 2016 vergingen wie im Fluge.

Franz Notters Erinnerungen sind ein Stück erlebter Geschichte der Schweiz und namentlich der Gemeinde Würenlos im 20. Jahrhundert. Um grösstmögliche Authentizität zu erreichen, hält sich die schriftliche Aufzeichnung nahe am mündlichen Wortlaut. Fakten, Daten und Personennamen habe ich ergänzt und verifiziert, soweit das möglich war anhand folgender Quellen: Ortsgeschichte Würenlos von Peter Witschi, «50 Jahre neue Marienkirche Würenlos» von Felix Brogle, Historisches Lexikon der Schweiz, Wikipedia). *Peter Früh*

Bilder auf den Umschlagseiten

Titelseite oben: Franz Notter auf seinem letzten Reitpferd York II.
unten: Franz Notter als Bahnhofinspektor-Stellvertreter in Buchs SG.
Rückseite: Franz Notter vor dem Roten Pfeil, Start zur Geburtstagsfahrt mit Familie und Freunden am Bahnhof Würenlos im Januar 2016.

Inhalt

3 Die Jugendzeit in Würenlos
13 Der Zweite Weltkrieg
15 Die Berufsjahre bei der SBB
22 Rückkehr in die alte Heimat
26 Die Liebe zu den Pferden
27 Fast alle Kontinente bereist
28 Dankbar für ein schönes Leben
28 Ein Interview zum Steinhof als Ergänzung

Herausgeber

Verena Zehnder und Peter Früh

© 2016 bei den Herausgebern

Die Fotos und Dokumente stammen aus dem Fundus von Franz Notter.
Bild S. 5: Fotosammlung der Gemeinde Würenlos
Bild S. 17 (oben): ©Foto Wolf
Bild Seite 27: ©Servicio Fotografico de L'O.R.
Bezugsquelle:
Peter Früh, Feldstr. 31B, 5436 Würenlos,
Tel. 056 424 30 64, E-Mail: peter.frueh@tbwnet.ch
Druck: LP Copy Center, Wettingen

Rösseler und Bähnler aus Leidenschaft

Franz Notter – ein 90-jähriger Würenloser erinnert sich

Aufgezeichnet von Peter Früh (Interview im Anhang von Franziska Arnold)

Die Jugendzeit in Würenlos

Meine Familie

Geboren bin ich am 23. Dezember 1925. Ich sei im Steinhof geboren, sage ich stets. Allerdings stimmt das nicht ganz. Zwar lebte meine Familie damals im Steinhof in Würenlos. Zur Welt kam ich aber in der Pflegerinnenschule in Zürich. Die Geburt in einem Zürcher Spital war wohl nur möglich, weil mein Vater damals schon ein Auto besass und mit diesem meine Mutter dorthin fahren konnte. Er war der Zweite im Dorf mit einem Auto. Der Erste war Bickguet-Besitzer Bertschi.

Mein Vater Alois Notter (1884 - 1969) stammte aus Oberwil im Bezirk Bremgarten und war Käsermeister. Die Käserlehre hatte er im luzernischen Aesch absolviert. Meine Mutter Berta (1885 - 1961), geborene Estermann, war die Tochter des dortigen Bäckers. Ihr Vater, ein sehr liebenswürdiger Mann, musste später die Bäckerei verkaufen, weil er sich in Aesch politisch völlig verheddert hatte. Er zog darauf mit seiner Familie nach Kleinwangen LU, wo sich meine Eltern auch kennenlernten. Frisch verheiratet, führten sie Käsereien im Kanton Luzern, bevor sie mit ihrer Familie 1915 nach Würenlos kamen, um die Milchhütte der Milchgenossenschaft zu führen.

Meine Grosseltern mütterlicherseits zogen in ihren alten Tagen hierher zu Tochter und Schwiegersohn. Deshalb sind sie auch hier auf dem Friedhof beerdigt. Vor allem politisch hatten mein Vater und sein Schwiegervater das Heu ganz und gar nicht auf der gleichen Bühne. Der Grossvater war ein feuriger Liberaler, ein Freisinniger also, mein Vater war Mitglied der Katholisch-Konservativen Partei. Sie gingen zwar gemeinsam abstimmen, aber nur, weil der jeweils andere auch ging. Weil sie stets gegensätzlich stimmten, hätten sie geradeso gut zu Hause bleiben können. Aktiv politisch betätigte sich mein Vater aber nicht – als Käsermeister und Wirt, der sowohl reformierte wie katholische Kunden und Lieferanten hatte, verhielt er sich neutral. Von morgens früh bis abends spät ging er verschiedensten Geschäften nach. Er handelte mit allem Möglichen, vom Chüngel bis zu Liegenschaften. Im Dorf verschaffte ihm dies auch den entsprechenden Ruf. Dazu erzählte man sich eine lustige Geschichte: Der Würenloser Lehrer Wettstein fragte einmal seine Klasse, welche Religionen wir denn hätten in Würenlos. Da streckte der eine auf und sagte «Katholische», dann ein anderer «Reformierte». Als dritter meldete sich ein Bub der Familie Sekinger aus dem Kempfhof, s'Leue, wie sie genannt wurden. «Wir haben auch noch Juden.» Lehrer Wettstein legte seine Sirn in Falten und meinte, das sei ihm nicht bekannt. Daraufhin der Sekinger: «Momoll, de Notter und de Maduz.»

Mein Vater war sehr streng, ein knallharter Typ eigentlich. Zugleich war er auch sehr grosszügig. Er half vielen, was er später teilweise teuer bezahlen musste. Ich hatte wahnsinnigen Respekt vor ihm. Wenn ich als Jüngling Sackgeld brauchte, wagte ich nicht, ihn darum zu bitten. Ich ging also zu meiner Mutter, einer herzensguten Frau. Sie war so eine richtig gute Mutter und eine sehr gläubige Katholikin. Sie gab mir dann vielleicht einen Fünfliber. Mein Vater hätte mir aber garantiert 10 Franken gegeben.

Vater verwendete übrigens für das Geld noch uralte Bezeichnungen: Kostete etwas Fr. 1.30, so sagte er 13 Batzen. «Näppel», Napoleon, nannte er die 20er-Note. 1000 Franken waren ein «Päckli».

Ich war das jüngste von sechs Kindern. Meine Geschwister – zwei Schwestern und drei Brüder – waren zum Teil wesentlich älter. Untereinander hatten wir ein gutes Verhältnis.

Alois, geboren 1908, war 17 Jahre älter als ich und wurde mein Taufgötti. Er war sehr intelligent. Pfarrer Leo Häfeli (von 1915 bis 1929 Pfarrer in Würenlos, dann in Baden) meinte, er müsse unbedingt ins Kollegium und später studieren. Aber Alois war kein einfacher Bursche

Die Familie Notter im Jahre 1931. Von links: Franz, Alois, Vater Alois, Berta, Hans, Marie (vorne), Mutter Berta, Bernhard.

und hatte einen harten Kopf. Er trat zwar nach der Dorfschule ins Kollegium der Benediktiner in Disentis ein, musste dieses aber schon nach drei Monaten wieder verlassen, Zu sehr hatte er queruliert. Er lernte dann Käser und übernahm später die Milchhütte.

Bernhard, 1910 geboren, war ein ganz liebenswürdiger Typ. Auch er lernte Käser, arbeitete aber meines Wissens nie auf diesem Beruf, sondern hatte Freude am Wirten. Ihm überschrieb der Vater später den Steinhof, einschliesslich der Landwirtschaft. Aber Bernhard wollte vom Bauern nichts wissen. Darum wurde später, als ich die Landwirtschaftsschule abbrach und eine Laufbahn bei der Bahn einschlug, der Steinhof verkauft. Mein Vater kaufte das Restaurant Waage in Nussbaumen. Dort wirtete Bernhard zehn Jahre lang, ehe er im Fricktal einen anderen Betrieb übernahm. An der Waage in Nussbaumen war ich nach Vaters Tod ebenfalls beteiligt. Als zwei Jahre nach dem Vater auch Bernhard verstarb, zahlte ich meine Schwägerin aus und wurde alleiniger Eigentümer. Vor einigen Jahren verkaufte ich die Liegenschaft und der Gasthof wich einer Neuüberbauung.

Berta, meine ältere Schwester, geboren 1911, war ebenfalls eine ganz liebe. Sie arbeitete im elterlichen Betrieb, bis sie heiratete. Zusammen mit ihrem Mann wohnte sie in Würenlos, im Flüe.

Hans, geboren 1915, war sehr temperamentvoll. Er lernte Metzger und war ein grosser Pferdekenner, ein Pferdeflüsterer gar. Ich beneidete ihn darum. Als Metzgergeselle in Romanshorn machte er mit zwei Kollegen in der Nazizeit einen Ausflug nach Friedrichshafen. Dort wurden sie verhaftet, weil sie den Führer verhöhnt haben sollen. Doch sie hatten Glück: Nach einer Nacht in der Zelle, verfrachteten die Deutschen das Trio aufs erste Schiff, das hinüber in die Schweiz fuhr. 1941 heiratete Hans, verunglückte aber nur fünf Monate später tödlich auf der nächtlichen Heimfahrt von Lenzburg. Er kutschierte eine Break (ein leichtes Wägelchen), vor die er ein schnelles Pferd namens Xanthippe gespannt hatte. Auf der Mellingerstrasse eingangs Baden rammte ein Taxi das wegen der Verdunkelung nur schwach beleuchtete Gefährt. Hans stürzte kopfüber auf die Strasse und war sofort tot, Schädelbruch. Dieser Unfall beeinflusste mein Leben.

Marie, geboren 1922, hat ins Urnerland geheiratet, einen echten Urner namens Arnold. Kennengelernt haben sie sich, als er im Aktivdienst in Würenlos stationiert war. Marie starb vor einigen Jahren als letztes meiner Geschwister.

Die Milchhütte

In die Milchhütte an der Dorfstrasse, neben der Brücke über den Furtbach, lieferten damals noch 68 Bauern ihre Milch. Darunter waren viele Kleinbauern, die in einem Kessel jene Milch brachten, welche den Eigenbedarf ihrer grossen Familie überstieg. Als kleiner Bub habe ich noch

Die Milchhütte (Bildmitte) im Jahre 1911, vier Jahre vor der Übernahme durch Alois Notter. Rechts die Gravuranstalt Güller-Ganz, links das Restaurant Blume, dahinter die damals noch von beiden Konfessionen gemeinsam genutzte Dorfkirche. Bis auf die Nebengebäude am Furtbach stehen alle diese Gebäude auch 2016 noch.

miterlebt, wie in der Milchhütte gekäst, Tilsiter hergestellt wurde. Allerdings hatte unser Land damals das gleiche Problem wie heute wieder: eine Milchschwemme, zu viel Milch, zu viel Käse, zu viel Butter. Deshalb wurde dann verfügt, dass Molkereien in der Nähe von Städten, und dazu gehörte auch das zwischen Zürich und Baden gelegene Würenlos, nicht mehr käsen durften. Fortan wurde in Würenlos die Milch zentrifugiert. Dabei entstanden Rahm und Magermilch. Der Rahm wurde zur Butterherstellung in die Aargauische Zentralmolkerei in Suhr geliefert und mein Vater musste von dort Butter zurücknehmen. Die Magermilch mussten die Bauern verwerten. Mit ihr wurden die Schweine gefüttert. Damals hielten darum fast alle Bauern noch Schweine, heute ist das ja nicht mehr so.

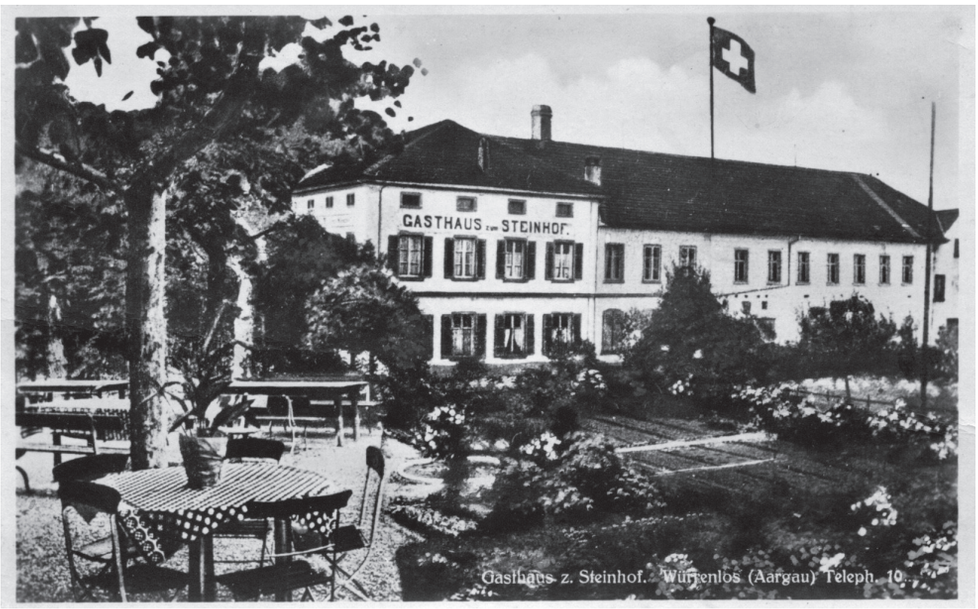
Mein Vater führte die Milchhütte auf eigene Rechnung. Er musste den Bauern die Milch abkaufen. Milchzahltag für einen Monat war immer spätestens am 8. des neuen Monats. Länger wollten und konnten die Bauern nicht warten. Ausbezahlt wurde das Milchgeld abwechslungsweise in einer der fünf Dorfwirtschaften.

Alljährlich an der Generalversammlung der Milchgenossenschaft wurde jeweils der Milchpreis ausgehandelt. Es wäre durchaus denkbar gewesen, dass die Würenloser ihre Milch an eine auswärtige Molkerei geliefert hätten und nicht in die eigene Milchhütte, die ihnen gehörte. Dazu kam es aber nie. Mein Vater hatte ein sehr gutes Verhältnis mit den Bauern und bezahlte ihnen stets ein, zwei Rappen pro Liter mehr als der Marktpreis betrug. Ich mag mich noch an einen Milchpreis von 19 Rappen pro Liter erinnern. Verglichen mit heute war das ein hoher Preis. Immer, wenn der Vater den Zuschlag für die Milchlieferung im kommenden Jahr erhalten hatte, spendierte er in der Wirtschaft allen Bauern Brot, Käse und Bier. Das war Tradition.

Ein Treffpunkt der Würenloser Bauern war auch der jeweils am ersten Montag im Monat stattfindende Viehmarkt in Baden. Er fand im Gstühl statt, das war ein grosser Platz neben dem Merkerareal, der später der neuen Bruggerstrasse weichen musste. Schon als kleiner Schulbub musste ich öfters eine Kuh oder ein Rind dorthin treiben. Wie war ich jeweils froh, wenn mein Vater das Tier verkaufen konnte und ich es nicht wieder mühsam nach Hause treiben musste.

In der Milchhütte hatten wir eine wunderbare Nachbarschaft. Gerade überm Furtbach befand sich die Gravieranstalt Güller-Ganz – einer von etlichen Gravurbetrieben im unteren Furttal, welches darum auch als Graveurental bekannt war. Der Seniorchef war sehr beliebt, zumal er auch das Jodel-Doppelquartett Würenlos dirigierte. Das war eine sehr bekannte Jodelgruppe – sie jodelte sogar an der Weltausstellung 1937 in Paris.

Ich habe Vater Güller wahnsinnig verehrt. Was Herr Güller sagte, war einfach so. Er war aber auch ein Witzbold. Ich ging noch nicht zur Schule, als er mich eines Mittags auf der Strasse anhielt und mit ernster Miene sagte: «Geh sofort heim und sag deiner Familie, jetzt werde es gefährlich, jetzt gebe es Krieg. Sag, die Franzosen seien schon in Paris.» Ich eilte nach Haus und tat wie geheissen. Alle lachten und ich wusste nicht wieso. Als kleiner Knirps wusste ich ja nicht, dass Paris die Hauptstadt der Franzosen war.



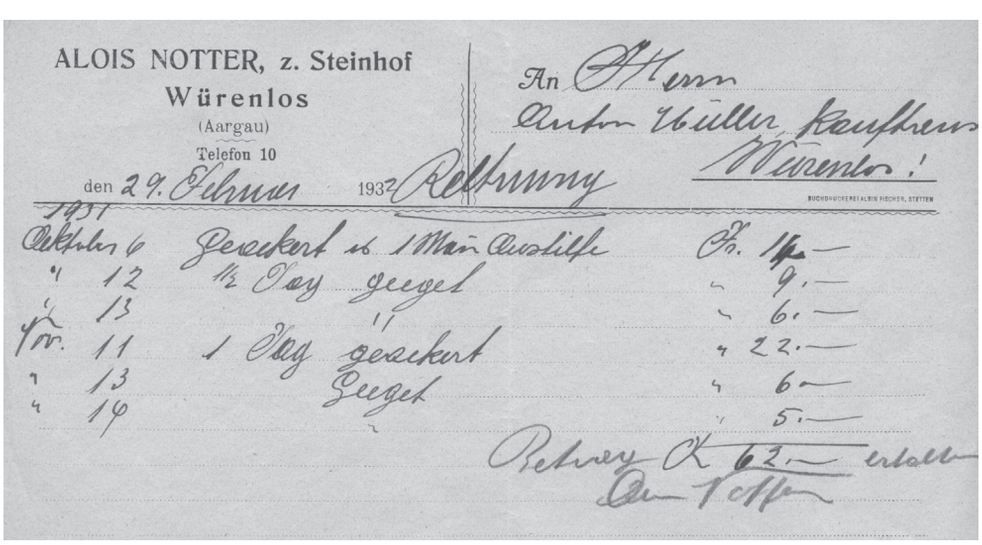
Ansichtskarte des Gasthofs Steinhof in den 1930er-Jahren.

Der Steinhof – ein vielseitiger Betrieb

Etwa 1920 kaufte mein Vater einem gewissen Wyss den Steinhof ab und übergab die Milchhütte seinem jüngsten Bruder Gottlieb. Die Familie zog um in den Steinhof, der damals eine Dorfbeiz mit angeschlossener Landwirtschaft war. Einige Jahre später, nachdem mein Onkel Gottlieb einen Bauernhof im Thurgau erworben hatte, betrieb mein Vater die Milchhütte wieder selber.

Wie die meisten Bauern hielt auch mein Vater Schweine, in Ställen neben der Milchhütte und nach dessen Kauf auch beim Steinhof. Bis zu 320 Tiere waren es, ehe im Zweiten Weltkrieg der Schweinebestand mangels Kraftfutter stark reduziert werden musste. Betreut wurden die Schweine von einem eigens dafür angestellten Sauhirt. Das waren fast durchwegs gelernte Käser und sie waren die bestbezahlten Angestellten. Etwa 120 Franken verdiente so ein Sauhirt im Monat, nebst Kost und Logis. Das zeigt, wie wichtig diese Arbeit war. Schweine sind sehr empfindlich und heikel. Von ihrem Wohlergehen hing der Erfolg oder Misserfolg des ganzen Betriebes ab.

Die Schweinehaltung gefiel nicht allen. Eine aus Zürich zugezogene Familie störte sich am Gestank und reklamierte. Mein Vater plante damals zwar den Bau eines neuen Schweinestalles hinter dem Steinhof, doch die Sache verzögerte sich und die besagte Familie beschwerte sich beim Gemeinderat. Gemeindeammann war damals Ruedi Markwalder, der Urgossvater von Felix Markwalder im äusseren Kempfhof. Er war mit meinem Vater eng befreundet. Im Antwortbrief an die reklamierende Familie schrieb er, wie wichtig die Schweinehaltung für die Bauern im Dorf sei, um die anfallende Magermilch zu verwerten. Mein Vater werde einen neuen Schweinestall bauen und sie sollten noch etwas Geduld haben. Den Brief schloss er mit der Bemerkung, wenn es ihnen in


ALOIS NOTTER, z. Steinhof
Würenlos
(Aargau)
Telefon 10

An Herrn
Anton Müller, Kaufhaus
Würenlos!

den 29. Februar 1932 Rechnung

1931			
Oktober 6	Gesackert u. 1 Mann Aushilfe		Fr. 14.—
" 12	1½ Tag geeggt		" 9.—
" 13	"		" 6.—
Nov. 11	1 Tag gesackert		" 22.—
" 13	geeggt		" 6.—
" 19	"		" 5.—

Betrag Fr. 62.— erhalten
Alois Notter

Fuhrhalter-Rechnung aus dem Jahr 1932 für Anton Müller, Landwirt und Betreiber eines Kaufhauses an der Ecke Landstrasse/ Buechzelglistrasse (heute Tauchschule Dive-Zone). Für einen Tag Eggen verrechnete Alois Notter 6 Franken, für einen Tag Ackern und eine Aushilfe 14 Franken.

einer Landgemeinde nicht passe, so sollten sie doch dorthin zurückkehren, woher sie gekommen seien. Aber die Familie blieb, und mein Vater baute später den Schweinestall – das langgestreckte, niedrige Gebäude hinter dem Steinhof, das 2015 abgebrannt ist.

Weil mein Vater auch eine Fuhrhalterei betrieb, besass er zahlreiche Pferde. Während des Krieges waren es bis zu 25. Aber höchstens die Hälfte befand sich in Würenlos, die anderen waren an auswärtige Bauern vermietet oder leisteten Militärdienst. Man bekam sie teilweise Jahre lang nicht zu Gesicht, erkundigte sich höchstens einmal nach ihrem Befinden. Das Militär zahlte meinem Vater pro Pferd und Tag 4 Franken. Das war schön verdientes Geld. Ein aus Polen importiertes Pferd hatte mein Vater in Basel für etwa 350 Franken gekauft und an die Feldartillerie vermietet. Nach zwei Jahren erhielten wir Bericht, wir müssten das Tier abholen – ihm war ein Auge ausgeschlagen worden. Die Armee zahlte uns viel mehr Schadenersatz als das Pferd gekostet hatte. Und später verkaufte mein Vater das Ross erst noch zu einem guten Preis.

In der Primarschule

Einen Kindergarten gab es damals noch nicht in Würenlos. Meine Schulzeit hier verbrachte ich im heutigen Schulhaus 1. Von der ersten bis zur dritten Klasse war Fräulein Lüscher, wie wir sie nannten, meine Lehrerin. Sie war übrigens die Vorgängerin von Helene Schrutt-Siegrist, die ja soeben 100-jährig geworden ist und hier im Pflegeheim ProSenio lebt. Fräulein Lüscher wechselte später an die Schule in Baden. Der Grund war, dass sie sich in den Verwalter des Elektrizitätswerks Würenlos verliebt hatte. Hans Isler hiess er. In der damaligen Zeit war es unglaublich und gab entsprechend viel zu reden im Dorf, dass eine junge Lehrerin mit einem Mann im Walde spazieren ging. Eine Lehrerin durfte doch keinen Schatz haben, das hätte ja die Kinder verderben können. Auch Isler kehrte Würenlos den Rücken und wurde Verwalter eines Gemeindewerkes am rechten Zürichseeufer.

In der vierten und fünften Klasse hiessen meine Lehrer nacheinander Füglistaller und Weibel. Im Dorfschulhaus unterrichteten damals zwei Lehrerinnen und vier Lehrer ebenso viele Klassen. Die zweite Lehrerin war Fräulein Pfyffer, «en ganz verruckte Siech». Bis auf den Pausenplatz hörte man sie jeweils in ihrer Klasse herumlärmen. Der einzige Sekundarlehrer hiess Karl Weinberger, (gemäss der Ortsgeschichte von Witschi kam er aus Zug und war der erste Lehrer an der 1923/24 eingeführten Sekundarschule). Er wohnte am Hügel über dem Bickguet und ass immer Käse zum Znüni. Deshalb erhielt er den Übernamen «de Chäs».

Ein Erlebnis aus der zweiten Klasse ist mir noch in bester Erinnerung: Im grossen Gebäude am Lindenweg 18 – wir nannten das Haus «Buechguet» – befand sich damals ein Fabrikli, das Süssgetränke namens Sipo herstellte. Wie zuvor schon andere Betriebe in diesem Haus machte die Firma Sipo Konkurs, und eines Tages durfte die ganze Schule den gesamten noch vorhandenen Getränkevorrat austrinken. Ich sehe uns noch heute auf dem Mäuerchen dort unten sitzen und wohlig Fläschchen um Fläschchen leeren.

Als Bezirksschüler in Baden

Nach fünf Jahren wechselte ich an die Bezirksschule in Baden, im Schulhaus Burghalde. Es war damals

Bezirksschüler Franz mit seinem Velo.

die einzige Bez im ganzen Bezirk und so kamen die Schüler teilweise von weit her. Ich hatte einen Kollegen aus Freienwil, Alfons Burger hiess er. Der kam jeden Tag zu Fuss von Freienwil in die Burghalde. Mittags marschierte er in die Fabrik Oederlin in Ennetbaden, wo sein Vater arbeitete und wohin seine Mutter jeden Morgen den Zmittag für beide brachte. Dann kehrte er zurück in die Bezirksschule und abends ging er wieder zu Fuss nach Hause.

Ich fuhr stets mit dem Velo nach Baden und nach der Schule wieder zurück. Und das, ob es hudelte oder ob ein halber Meter Schnee lag, ich musste zur Schule. Mein Vater sagte zwar jeweils «dänn bliibsch halt diheime». Aber er wusste genau, dass ich nicht zu Hause blieb. Allerdings konnte ich im Winter jeden Dienstag in der Familie eines Klassenkollegen am Martinsberg in Baden zu Mittag essen. Der Kollege war der jüngste Sohn des Hufschmieds Vogt, bei dem wir unsere Pferde beschlagen liessen.

Als Bezirksschüler brachte ich hin und wieder die Pferde in die Schmitte. Dann ritt ich, mit der Schulmappe am Rücken, morgens nach Baden und abends wieder zurück. Walter Willi, der ein Kollege von mir und auch mein Kadettenhauptmann war, machte sich dies zu Nutzen. Wenn ich heimritt, erwartete er mich an der Seminarstrasse, wo er wohnte, um auf dem Pferd bis ins Tägerhard hinaus reiten zu können. Ich fuhr derweil auf seinem Velo nebenher. Walter Willi wurde später Tierarzt wie schon sein Vater. Solange er praktizierte, hat er jeweils mein Pferd verarztet. Vor etwa fünf Jahren ist er leider gestorben.

Die Klassen an der Bez waren anfänglich nach Buben und Mädchen getrennt. Bei der Generalmobilmachung mussten auch etliche Lehrer einrücken. Deshalb wurden die Klassen zusammengelegt. Buben und Mädchen sassen nun in einer Klasse. Und wir mussten eng zusammenrücken. Statt zu zweit drängten wir uns zu viert in den Bänken.

An der Bez hatte es viele Söhne von Direktoren und Ingenieuren, von der Brown Boveri etwa. Wir Bauernbuben waren in der Minderheit, hatten deswegen aber kein Minderwertigkeitsgefühl. Ich hatte viele gute Kollegen. Auch bei einem aus Ennetbaden konnte ich öfters Zmittag essen. Heute sind die meisten der Bez-Kollegen gestorben. Nur mit einem hatte ich noch ab und zu Kontakt, mit dem nun ebenfalls verstorbenen Vater des Badener Elektrounternehmers Eglin.

Als Bezirksschüler gehörten wir obligatorisch dem Kadettenkorps Baden an. Dies war für Schüler aus einfachen Verhältnissen ein Problem, denn die Kadettenuniform mussten die Eltern kaufen. Jeden Dienstagnachmittag, ab 3 oder 4 Uhr, mussten wir antreten, im Sommer mit Gewehren, einem Art Karabiner. Im Winter fassten wir Skis. Anfänglich wurden uns diese, mit der Aufschrift «KKB», zur Verfügung gestellt. Später mussten meine und andere Eltern, die es sich leisten konnten, ihren Söhnen eigene Skis kaufen. Mit den Skis fuhren wir dann auf der Badener Allmend oben die Hänge runter. Einmal pro Winter gab's einen Skiausflug, in der Regel auf den Oberberg in der Region Ybergeregg oder aufs Hochstuckli. Von Schwyz bzw. von der Bahnstation Sattel-Aegeri mussten wir jeweils hoch laufen, Ski- oder Sessellifte gab es noch nicht.

Vergnügungen der Jugend

Als Bub durfte ich Handorgel spielen und zwar im Handharmonika-Club Buchser in Baden. Ich war noch Primarschüler, als wir am Umzug der ersten Badenfahrt 1937 teilnahmen, als Handorgel spielende Biedermeier. Leider hörte ich nach der Bez mit dem Handorgelspiel auf, was ich später bereut habe.

Kaum jemand weiss heute noch, dass wir schon in meiner Jugendzeit, also lange vor dem Bau des Schwimmbades im Wiemel, eine Badegelegenheit hatten, das so genannte Badloch im Furtbach. In der Nähe des heute noch bestehenden Steges im Grimmistal staute die Gemeinde jeden Frühling den Bach. In der Uferverbauung sieht man heute noch Vertiefungen, in welche die Bretter zum Stauen gesteckt wurden. Dort durften wir baden. Aber nicht Buben und Mädchen gemeinsam. An einem Tag durften die Mädchen ins Wasser, am nächsten die Buben, und so weiter.

Im Winter hatten wir auch eine Eisbahn. Das Teufermoos, zwischen dem Steindler und dem Wäldchen an der Grenze zu Otelfingen gelegen, war früher ein Sumpfgebiet. Den dortigen Bach stauten wir Buben, bis er überlief und grosse Wasserlachen im Moor entstanden. Froren diese zu, war das unsere Schlittschuh-Bahn. Erst im Zusammenhang mit der Anbauschlacht im Zweiten Weltkrieg wurde das Teufermoos trockengelegt und zu Ackerland.

Ich turnte in der Jugendriege, später bei den Aktiven des KTV, des katholischen Turnvereins.

Die Turner des KTV Würenlos an einem Turnfest in der Stadt Zürich. Franz Notter ist der Fünfte von rechts in der vorderen Reihe. Ganz links vorne Walter Brunner, Sanitärinstallateur, Vater von Felix Brunner.

Im Juni 1942, ich war also 17, nahmen wir sogar am Zentralschweizerischen Turnfest in Ruswil LU teil. Weil die Beteiligung wegen des Aktivdienstes schwach war, liessen die Organisatoren über unseren Pfarrer Wolfisberg, einem Ruswiler, anfragen, ob auch der KTV Würenlos ans Turnfest komme. Wir beschlossen, mitzumachen. Aber die Vereinskasse war leer, eine Bahnfahrt lag nicht drin. Also radelten wir am Samstagmittag, mit der Vereinsfahne an einem der Velos angebunden, von Würenlos nach Ruswil. Am Sonntag turnten wir und erkämpften im Sektionswettkamf erst noch den 2. Rang. Abends ging's kranzgeschmückt per Velo wieder nach Hause.

So im Bezirksschulalter beginnt man sich ja auch fürs andere Geschlecht zu interessieren. Das war früher nicht anders als heute. Nur spielte sich alles eher im Versteckten ab. Der Rössliweg war ein beliebter abendlicher Treffpunkt für Pärchen, die Hemmungen hatten, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen.

Die Jungmannschaft

Alle katholischen Burschen ab etwa 16 bis etwa 23 Jahren gehörten damals der Jungmannschaft an. Zwei wichtige ihrer Aktivitäten sind mir in bester Erinnerung. Erstens war es Tradition, dass die Jungmannschaft den Samichlaus machte. In zwei Gruppen mit je einem Bischof besuchten wir alle, und zwar ausnahmslos alle Würenloser Familien mit Kindern, egal, wo sie wohnten. Jeder aus der Jungmannschaft musste etwas Geld einzahlen, einen Franken vielleicht, wenn's hoch ging, fünf. Und Otto Moser(-Sekinger), der als Graveur in Zürich arbeitete, hatte den Auftrag, in Zürich die billigsten Spanisch-Nüssli zu finden. Die besuchten Familien zahlten uns dann, wenn sie gut gestellt waren, vielleicht ein oder zwei Franken. Bei Bauernfamilien gab es ein Glas sauren Most. Dann wurde es lustig. Die Einnahmen wurden unter die Jungmannschaft verteilt, selten erhielt einer mehr, als er zuvor einbezahlt hatte. Nach dem Rundgang waren wir immer irgendwo bei einem Mädchen eingeladen zum Kaffee und das dauerte meistens bis spät in die Nacht. Wenn ich daran denke, dass man heutzutage den Samichlaus bestellen und dann bezahlen muss, denke ich gerne an jene Zeit zurück.

Die Jungmannschaft führte auch jedes Jahr ein Theaterstück auf. Ich habe stets gerne Theater gespielt. Ich fand es spannend, in die Rolle eines anderen Menschen zu schlüpfen. Auch das Erlebnis, etwas in einer Gruppe zu unternehmen, gefiel mir. Schon als kleiner Bub wurde ich ab und zu angefragt, wenn eine Knabenrolle zu besetzen war. Letztmals auf der Bühne stand ich 2002 – mit 75 Jahren also – in Josef Rennhards Stück «Adam, wo bist du?», hier in der katholischen Kirche.

Für Theateraufführungen und Vereinsanlässe gabs in meiner Jugendzeit Säle im Steinhof und im Rössli. Der Steinhofsaal hatte nur eine kleine Bühne. Für Theater, wie wir sie aufführten, war er ausreichend, auch die Musikgesellschaft und der Männerchor gaben ihre Konzerte hier. Für anspruchsvollere Sachen wie das Turnerchränzli oder ein Theaterstück mit mehreren Akten war der Rösslisaal geeigneter, er hatte eine gute Bühne. Nach

den Aufführungen, ob das nun beim Turnverein oder bei der Jungmannschaft war, spielten Musikkapellen zum Tanz auf. Getanzt habe ich gerne, und meine Frau Thildy war eine sehr gute Tänzerin. Später in Buchs SG sagte ihr einmal der dortige Zollinspektor nach einem Tänzchen an einer Restauranteröffnung: «Du tanzisch wie n' es Veegeli».

Um dem neu gegründeten Samariterverein Killwangen die Kasse zu füllen, spielten 1944 die Samaritervereine Würenlos und Killwangen zusammen das Stück «Bajazzo». Als mich Eugen Müller, der Präsident des Samaritervereins und Onkel des späteren Gemeindeammanns Gottfried Wiedemeier, anfragte, ob ich mitspiele, wagte ich nicht Ja zu sagen. Schliesslich hatte ich im väterlichen Betrieb damals alle Hände voll zu tun. Aber Vater, so wie er war er, sagte: «Natürli, öise Franz macht mit.»

Auf der Bühne wurde auch ein Säugling gebraucht, es war das Kind Eugen Müllers. Seine Frau brachte es jeweils kurz vor der Aufführung hinter die Bühne. Am Tag vor der zweiten Aufführung hatten wir noch Probe. Am Schluss hat uns der Regisseur, Sepp Füglister aus Killwangen, geheissen, auf direktem Weg heim und schlafen zu gehen. Denn anderntags besuche eine Delegation des Schauspielhauses Zürich die Vorstellung. Da müssten wir unser Bestes geben. Nun feierte aber an jenem Samstag, es war der 11. November 1944, im Steinhof s'Tonelis Toni (der Vater von Toni Ernst) Hochzeit. Eugen Müller, ich und ein weiterer Kollege konnten es nicht lassen, da noch vorbei zu schauen. Zu Bett gingen wir sicher nicht vor vier Uhr morgens. Am nächsten Tag aber kam und kam die Frau von Geni Müller nicht mit ihrem Säugling. Doch just bevor der Vorhang aufging, stand sie plötzlich da und sagte dem Regisseur «gottvergässe wüescht». Was ihm eigentlich einfalle, so lange zu proben, ihr Mann sei wieder erst um 4 Uhr morgens heimgekommen. Füglister war völlig konsterniert. Wir Drei aber schmunzelten und spielten so gut Theater wie noch nie.

Mit Ross und Wagen auf der Milchtour

Zur Milchhütte gehörte auch die Milchtour. Mit Ross und Wagen fuhr man durchs Dorf. Immer wieder hielt man an und blies in die mitgeführte Trillerpfeife, worauf die Hausfrauen mit dem Milchkesseli aus den Häusern kamen und sich mit Milch, Butter und Käse eindeckten. Meistens wurden die Einkäufe nicht bar bezahlt, sondern im Milchbüchlein notiert und einmal im Monat bezahlt. Wir waren die einzigen im Dorf, die Milch verkauften. Früher hatte es noch so genannte wilde Bauern gegeben, die der Milchgenossenschaft nicht angehörten und ihre Milch ebenfalls im Direktverkauf absetzten. Aber auch sie waren mittlerweile der Milchgenossenschaft beigetreten.

Mit der Hygiene nahm man es damals noch nicht so genau. Im Sommer, wenn es heiss war, kühlte man die mitgeführte Milch und Butter mit Eisklötzen, die man in der Molki selber herstellte.

Als ich Bezirksschüler war, begann der Zweite Weltkrieg. Weil alle meine Brüder Aktivdienst leisten mussten, hatte ich die Milchtour zu übernehmen. Dafür musste ich an der Bez frei nehmen, einzelne Tage, manchmal auch eine ganze Woche. Diese Absenzen waren schlimm. Ich hatte enorm Mühe, dem Unterricht zu folgen. Nur dank dem Verständnis der Lehrer, vor allem meines Klassenlehrers Otto Berger, stand ich die Bez durch. Berger war übrigens der Götti von Helene Schrutt-Siegrist, deren Vater an der Bez mein Deutschlehrer war.

Die Milchtour hatte aber auch eine gute Seite. Ich war bei den Hausfrauen so beliebt, dass sie mir haufenweise Handschuhe und warme Socken lismeten. Ich konnte gar nicht so viel anziehen, wie ich geschenkt bekam. Weshalb diese Geschenke? Butter war in der Kriegszeit rationiert und nur gegen Rationierungsmarken erhältlich. Mein Vater war aber ein cleverer Geschäftsmann. Vom Ersten Weltkrieg her wusste er, dass private Butterfässer amtlich plombiert würden, damit nicht schwarz Butter hergestellt werden konnte. Mein Vater besass aber zwei Butterfässer. Als der Krieg begann, stellte er das eine auf den Estrich. Die Polizei kam und plombierte das andere. Kaum war die Luft rein, holte mein Vater das andere Butterfass vom Dachboden. Fortan schaffte er stets etwas Rahm zur Seite zum Buttern. Deswegen konnte ich jeweils auf meiner Milchtour mal der einen, mal der anderen Hausfrau etwas Butter ohne Märkli abgeben. Das war hoch geschätzt, denn während kinderreiche Familien so viele Rationierungsmarken erhielten, dass sie damit recht gut zurecht kamen, reichten die Märkli bei Alleinstehenden und Kinderlosen nur knapp.

Im Winter war die Milchtour kein Schleck. Oft war es so kalt, dass die Milch unterwegs fast gefror. Und das Ausmessen, das Abfüllen in die Milchkesseli, war eine Tortur, konnte ich doch

dazu keine Handschuhe tragen. Wenn ich an kalten Wintertagen mit Ross und Wagen unterwegs war, trug ich mit Lammfell gefütterte Holzschuhe. Sank die Temperatur weit unter null Grad, sorgte sich mein Vater um mich. Mit Ersatzschuhen, die er auf dem Ofen aufgewärmt und dick in Zeitungspapier einpackt hatte, wartete er jeweils beim Alpenrösli, bis ich auf der Milchtour dort vorbei kam.

Die Armut der 30er-Jahre

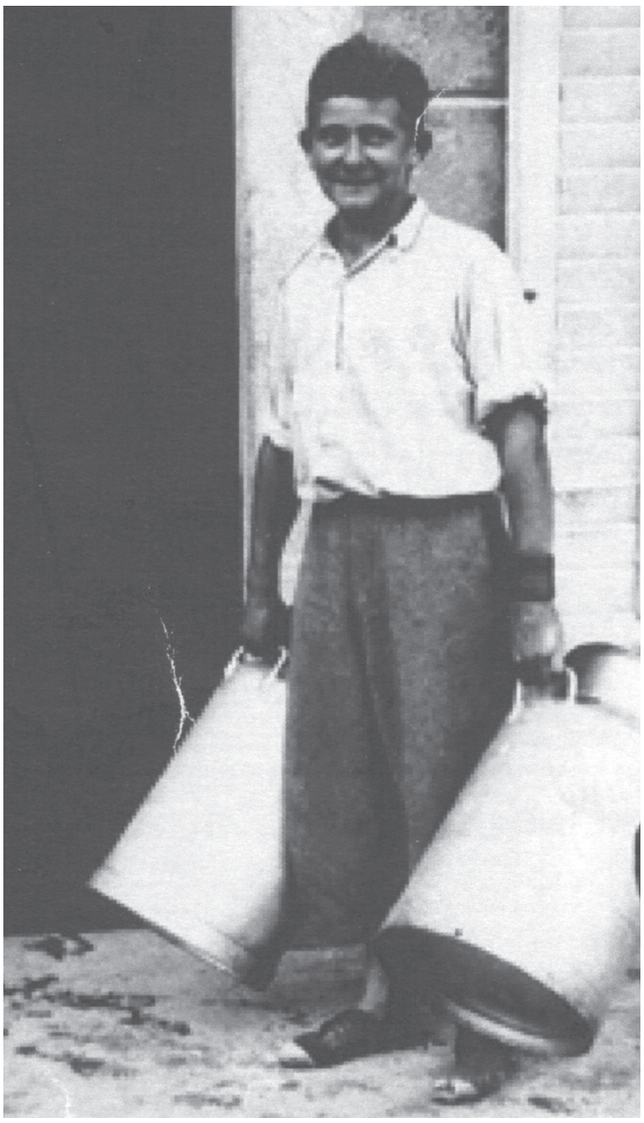
Die 1930er-Jahre waren eine ganz schlimme Zeit: Arbeitslosigkeit, schlechte Löhne. Weil wir die Molkerei und den Steinhof führten, erlebte ich das als kleiner Bub hautnah mit.

Viele Väter meiner Schulkollegen arbeiteten als Hilfsarbeiter auf dem Bau, in den Fabriken in Baden oder im Würenloser Steinbruch. Auf dem Bau wurde in den Wintermonaten nicht gearbeitet, die Arbeiter hatten dann keinen Verdienst. Von meinen Klassenkollegen aus der Primarschule konnten höchstens fünf nach der Schule eine Lehre machen, die anderen wurden notgedrungen Hilfsarbeiter. Man kann sich das heute gar nicht mehr vorstellen.

Es kam vor, dass eine Familie die gekaufte Milch zwei, drei Monate lang nicht bezahlen konnte, weil einfach kein Geld da war. Irgendwann, wenn die betreffende Frau wieder zum Milchholen kam, sagte meine Mutter: «Gute Frau, ich kann Ihnen keine Milch geben, Sie müssen endlich etwas zahlen, auch wenn es nur etwas Weniges ist. Wir müssen die Milch ja schliesslich auch bezahlen.» Was geschah? Die Frau ging ohne Milch nach Hause und schickte das nächste Mal möglichst das jüngste Kind in die Milchhütte. Diesem konnte meine Mutter die Milch nicht gut verweigern.

Eine verrückte Sache war auch das, ich wage es kaum zu erzählen: Meine Mutter rechnete immer Ende Monat die Milchbüchlein ab, jene der Bauern, die Milch gebracht hatten, und jene der Kunden, die Milch gekauft hatten. Bei gewissen Leuten hat sie die Büchlein mit der Lupe gelesen. Denn nur so kam sie jenen auf die Schliche, welche die mit Bleistift eingetragenen Mengen nachträglich zu ihren Gunsten abänderten, aus drei Liter Milch zwei machten, oder aus 300 Gramm Butter 200. Ich behaupte heute noch, dass dies nicht Schlechtigkeit der Leute war. Sie sahen einfach keinen anderen Weg, um mit dem wenigen Geld durchzukommen.

Eine Schulkollegin ging mir bei späteren Klassenzusammenkünften stets aus dem Weg. Da



Der junge Franz hatte in der Milchhütte anzupacken.

setzte ich mich einmal demonstrativ neben sie und fragte: «Martely, was häsch du eigentlich gäge mich?» Da sagte sie, «Hör Franz, ich schäme mich immer noch.» Weswegen, wollte ich wissen. «Ich schäme mich», sagte sie, «weil wir zur damaligen Zeit nur minderwertige Magermilch und keine Vollmilch kaufen konnten.» Magermilch kostete nur wenige Rappen pro Liter. Und Martelys Vater fand als Maler kaum Arbeit.

Oder Hans, ein Schulkollege, der eine Klasse wiederholen musste. Später sagte er mir einmal, dumm sei er eigentlich nicht gewesen. Aber er habe gar nicht an die Wandtafel sehen können. Als er dies zu Hause erzählt habe, habe es geheissen, er solle dies ja nicht dem Lehrer sagen. Sonst müsse man ihm noch eine Brille kaufen und das vermöge man nicht. Es war eine verrückte Zeit.

Jeden Sonntagvormittag nach der Kirche hatten wir zwei bis drei Bauern in unserer Stube, die Vorschuss holten für ihre Milchlieferungen. Das waren teils sehr kleine Beträge. Und wenn dann

der Milchzahltag kam, hatten sie gar nichts mehr zugute. Diese Armut im Dorf in jenen Jahren hat mich sicher geprägt.

Die Maul- und Klauenseuche

1938 wütete die Maul- und Klauenseuche. Bis auf vier Bauernhöfe wurden in Würenlos alle Kuh- und Rinderbestände befallen. Mit den Bauern hatte man grosses Mitleid, denn ganze Ställe wurden zur Notschlachtung abgeführt. Die betroffenen Bauernfamilien wurden unter Quarantäne gestellt. Sie durften ihren Hof nicht verlassen, bis alles – Haus, Stall und Scheune – desinfiziert war. Vor jedem Hof wurde 2 bis drei Zentimeter hoch Sägemehl gestreut und mit einer Lauge zur Desinfektion getränkt. Auch der Steinhof wurde von der Seuche heimgesucht. Ausgerechnet in jenen Tagen verunglückte ein Knabe aus meiner Bezirksschulklasse tödlich mit dem Velo. Es war der Sohn der Familie Ascher, der in Baden das Kaufhaus Schlossberg (heute Manor) gehörte. Wegen der Maul- und Klausenseuche hätte ich nicht an die Beerdigung gehen dürfen, denn Bauernfamilien mussten grosse Menschenansammlungen meiden. Da aber mein verunfallter Mitschüler ein Jude war, nahm es mich wahnsinnig wunder, wie die Trauerfeier ablaufen würde. Und so fuhr ich klammheimlich mit dem Velo durchs Hürdli und den Wald nach Baden. Zum Abschied sangen wir Bezirksschüler unserem Mitschüler das Beresinalied.

Dorfpolitik damals

Die Gemeindeversammlung fand jeweils im Gmeindschäller unterm Schulhaus statt. Im Keller dahinter befand sich übrigens das sogenannte «Späckchämmerli». Dahin sperrte man Schüler, die nicht taten, wie sie sollten, für eine oder zwei Stunden.

Etwas ganz Besonderes waren damals die Gemeinderatswahlen. Sie fanden am Samstagnachmittag statt, am Samstagmorgen wurde damals in Betrieben und Firmen noch gearbeitet. Zu diesen Wahlen fuhr jeweils der Probst des Klosters Fahr mit seinen Knechten – die Klosterfrauen waren ja nicht stimmberechtigt – mit einem Pferdewagen nach Würenlos. Ross und Wagen stellten sie bei Getulis (Übername der gegenüber der früheren Chilemetzg an der Schulstrasse wohnhaften Familie Ernst) in den Stall. An der Wahlversammlung unten im Gmeindschäller stellten die Parteien – die gab es damals schon im Ort – oder Interessengruppierungen ihre Kandidaten vor. Dann füllten die Bürger ihre Wahlzettel aus und begaben sich in die Wirtschaft, bis ausgezählt war. Stand das Resultat fest, läuteten die Kirchenglocken, und die Wähler strömten zurück in den Gemeindschäller. Nun waren noch der Gemeinde- und der Vizeammann zu wählen. Alles wiederholte sich, inklusive Abwarten des Resultats in der Beiz. Nachdem auch Gemeinde- und Vizeammann bestimmt waren, spannten der Probst und seine Knechte ihre Rösser wieder ein fuhren zurück ins Kloster Fahr.

Damals hatten wir noch einen Gemeindeweibel. Hatte die Gemeinde etwas bekanntzugeben, ging er durchs Dorf, blies in sein Horn und verkündete die Neuigkeit. Der letzte mir bekannte Weibel war s'Tonelis Toni, der Vater von Toni Ernst, der mit seiner Schwester noch heute im elterlichen Bauernhaus neben dem Spycher wohnt.

Wer was zu sagen hatte im Dorf

Mein Vater gehörte gewiss zu den wichtigeren Persönlichkeiten im Dorf. Wer war sonst noch einflussreich? Sicher der Bickguet-Besitzer Jakob Bertschi-Stehli (der Grossvater mütterlicherseits des heutigen Bickgut-Besitzers Peter Wanner). Er war mit der Tochter eines Textilindustriellen verheiratet, galt als sehr reich und war Oberst der Kavallerie, was damals etwas ganz Besonderes war. Viel galt im Dorf auch der Verwalter der Schweizerischen Gemüse-Gesellschaft SGG, die ihren Sitz in der Mühle Oetlikon hatte und viel Land im Gebiet des heutigen Golfplatzes Otelfingen bewirtschaftete. Wichtige Persönlichkeiten waren auch zwei Gemeindeammänner meiner Jugendzeit, der besagte Ruedi Markwalder (Ammann von 1928 bis 1935) sowie Karl Mahler (1938 bis 1947). SGG-Verwalter Werner Trösch hatte Karl Mahler bei der Wahl kräftig unterstützt. Später allerdings verkrachten sich beide jämmerlich und Trösch machte nun mobil gegen Mahler. Dazu wollte er auch meinen Vater einspannen. Der aber sagte, er mische sich da nicht ein.

Katholiken und Reformierte

Ruedi Markwalder hat viel dazu beigetragen, dass zwischen den beiden Konfessionen im Dorf Friede einkehrte. Um das Verhältnis zwischen Katholiken

und Reformierten stand es damals gar nicht gut. Man hat einander buchstäblich «zleidgwerchet". Unvorstellbar war, dass ökumenische Gottesdienste gefeiert worden wären oder dass der reformierte Frauenverein etwas gemeinsam mit dem katholischen Frauenbund unternommen hätte – heute sind das Selbstverständlichkeiten. Die grossen Spannungen ergaben sich auch dadurch, dass sich Katholiken und Reformierte seit Jahrhunderten die gleiche Kirche und auch den Friedhof teilten.

Damals mussten die Kirchenglocken noch von Hand geläutet werden, von den so genannten Läutbuben. Die Grossen zogen die grossen, die Kleinen die kleinen Glocken. Um 8.30 Uhr am Sonntagmorgen hatten die Katholiken Gottesdienst und der dauerte bis etwa 9.15 Uhr. Dann standen schon die reformierten Läutbuben bereit, um zu ihrem Gottesdienst zu läuten. Nun leisteten sich hin und wieder die katholischen Läutbuben den Scherz, die Glockenseile hoch in den Glockenstuhl hinaufzuziehen. Die Reformierten mussten dann erst mühsam zu den Glocken hinauf klettern, bevor sie ihre Arbeit verrichten konnten.

In den 1920er-Jahren wurde der Bau separater Gotteshäuser für beide Konfessionen zunehmend ein Thema. Doch nun wurde schwer darüber gestritten, wieviel Geld die Reformierten erhalten sollten, wenn sie die heutige Alte Kirche und den daneben liegenden Friedhof nicht mehr mitbenützten. Die Verhandlungen zwischen beiden Kirchgemeinden zogen sich von 1930 bis 1935 hin. Gemeindeammann Ruedi Markwalder setzte dem Hin und Her ein Ende. Er sagte: «So geht es nicht weiter, setzt euch zusammen und findet eine Lösung.» Und das geschah dann auch.

Jede Konfession baute sich eine neue Kirche. Die Einweihung der neuen Marienkirche am 12. Juni 1937 erlebte ich als Ministrant mit. Das war sehr eindrücklich. In der Folge entspannte sich das Verhältnis zwischen beiden Konfessionen.

Der Zweite Weltkrieg

Die Mobilmachung

In den 30er Jahren verfolgten wir mit Besorgnis die Entwicklung in Deutschland. Angst bekam man vor allem nach dem Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland. Nach dem Einmarsch der Deutschen in Polen wurde am 1. September 1939 in der Schweiz die Allgemeine Mobilmachung für den folgenden Tag ausgerufen. Das Gemeindepersonal hing überall im Dorf die Mobilmachungsplakate auf. Auch der Gemeindeweibel machte seine Runde. Die Plakate waren vorher geheim und verkündeten, wo genau die militärischen Einheiten einzurücken hatten.

Am nächsten Tag dann hatten die Wehrmänner einzurücken. Es war ein Anblick, den ich nie vergessen werde, wie sie mit Sack und Pack zum Bahnhof marschierten, begleitet von ihren Frauen und Kindern. Die Ungewissheit, was in den nächsten Wochen passieren würde, war allen ins Gesicht geschrieben.

Am Tage nach der Mobilmachung musste ich als 14-Jähriger mit den dienstpflichtigen Pferden aus unserem Stall um 3 Uhr früh nach Lenzburg aufbrechen. Um 7 Uhr hatte ich dort zu sein.

Am 10. Mai 1940 fand eine zweite Generalmobilmachung statt. Da passte mir der Vater nach der Bezirksschule ab, bei der Barriere am Badener Schulhausplatz, mit Käse und Brot sowie mit Sattel und Saumzeug. In Wislikofen, Weiach, Bülach, überall musste ich die Pferde einsammeln, die wir dortigen Bauern ausgeliehen hatten. Etwa um 1 Uhr nachts kehrte ich mit den Rossen nach Würenlos zurück. Zwei Stunden später holte mich Vater aus dem Bett und ich hatte wieder loszureiten, damit ich rechtzeitig beim Pferdesammelplatz im Wald zwischen Lenzburg und Othmarsingen eintraf.

Ebenso hart, wenn nicht noch härter als mich, traf es einen alten Knecht – Karrer sagte man damals – von der Gemüsebau-Gesellschaft in Oetlikon. Der musste auch zwei Pferde nach Lenzburg bringen. Die wurden aber vom Militär zurückgewiesen und der Karrer hätte sie wieder nach Hause bringen sollen. Des Reitens völlig ungewohnt, war er aber schon nach dem Hinritt fix und fertig. Das Füdli tue ihm derart weh, klagte er seinem Chef Trösch, der zusammen mit meinem Vater später ebenfalls am Sammelplatz eingetroffen war. Und wie mein Vater so war, sagte er: «Ja, mein Franz bringt die beiden Gäule schon nach Hause.»

Meine Brüder verbrachten ihren ganzen Aktivdienst am Rhein bei Rümikon und Umgebung. Entlang des Rheins bis hinauf nach Kaiserstuhl standen viele Bunker. Hans war Korporal und Küchenchef. Anfänglich musste er mit Velo und Anhänger die Soldaten in den Bunkern verpflegen.

Dann bat er, wir möchten ihm doch ein Pferd bringen. Ich brachte es ihm nach Rümikon. Beim dortigen Gemeindeammann durfte Hans es in den Stall stellen.Fortan verteilte er das Essen mit dem Pferd und einem geliehenen Wagen.

Die Rationierung und der Schwarzmarkt

Die Lebensmittel wurden nun rationiert. Alle mussten auf der Gemeinde die ihnen zustehenden Rationierungsmarken beziehen. Es gab auch Mahlzeitencoupons für den Fall, dass man sich auswärts verpflegen musste. Am letzten Tag, an dem noch ohne Rationierungsmärkli eingekauft werden konnte, versuchten die Leute, so viele Vorräte wie möglich zu kaufen. Ich sehe jetzt noch die lange Menschenkolonne vor dem alten Konsum an der Dorfstrasse. Das Problem war, dass ärmere Leute bei diesem Hamstern nicht mithalten konnten. Später mussten die Läden zwei oder drei Tage geschlossen bleiben, bis die Rationierung spielte.

Einen Schwarzmarkt gab es natürlich nicht nur mit Butter, wie ich schon beschrieben habe. Im Steinhof wurden auch Schweine schwarz gemetzget. Buchstäblich bei Nacht und Nebel, direkt vor dem Güllenloch, in welches das Blut der Tiere abgelassen wurde. Und ich musste dann die toten Tiere auf nächtlicher Fahrt an Metzger Spuhler in Wislikofen liefern, der das Fleisch schwarz unter die Leute brachte. Unterwegs wurde ich glücklicherweise nie kontrolliert, es hätten harte Strafen gedroht. Aber dieses Risiko nahm man in Kauf.

Die Limmatstellung

Das Gebiet von Würenlos hatte vor allem im ersten Kriegsjahr, bevor General Henry Guisan den Rückzug grosser Teile der Armee ins Alpenreduit befahl, erhebliche militärstrategische Bedeutung. Die sogenannte Limmatstellung sollte das Vorrücken der Truppen Hitlers von Norden her und das Überqueren der Limmat verhindern oder wenigstens verzögern. Das Gebiet Neuwiesen (beim heutigen Autobahn-Restaurant) wurde militärisches Sperrgebiet. Bauern, die dort Land hatten, erhielten von der Gemeinde einen Spezialausweis, der ihnen das Betreten des Gebiets erlaubte. Zugunsten eines freien Schussfeldes wurde der Wald entlang unseres Limmatufers gekappt, von den Bäumen beliess man bloss ein Meter lange Stummel als Sperren.

Um dem Feind das Übersetzen über die Limmat zu erschweren, mussten die Würenloser Bootsbesitzer ihre Boote aufs gegenüberliegende Ufer verlegen. Das betraf auch meinen zweitältesten Bruder Bernhard. Er hatte mit Kollegen Paddelboote gezimmert. Mit denen konnten sie vom Furtbach direkt in die Limmat paddeln, nachdem 1933 das Kraftwerk Wettingen mit dem Stausee in Betrieb genommen worden war.

Die Anbauschlacht und die Verdunkelung

Um die Ernährung der Schweiz sicherzustellen, wurde die so genannte Anbauschlacht ausgerufen. Alle Bauern mussten einen gewissen Prozentsatz ihres Landes beackern. Ein Tannenwald im Tägerhard, der sich von der Huba Control bis zum heutigen Autobahnanschluss erstreckte, wurde zugunsten von mehr Ackerland gerodet. Als 18-jähriger Kerl hatte ich da einen guten Job. Tag für Tag schleppte ich mit zwei Pferden die Baumstämme aus dem Wald. Stundenlohn: 7 Franken. Das war ein stolzer Lohn. Das gerodete Land pflügte man um, nicht mit Pferden, sondern mit vier Ochsen, die als geeigneter angesehen wurden. Denn der Boden war noch mit vielen Wurzeln durchsetzt. Später kam auch noch ein Traktor dazu. Auf dem gerodeten Land pflanzte man Kartoffeln an. Und ich bearbeitete mit zwei Rossen diese Kartoffelpflanzung. Nun betrug der Stundenlohn nur noch 6 Franken, aber immerhin.

Im Herbst 1940 wurde die nächtliche Verdunkelung angeordnet. In die Fenster wurde dunkles Papier gespannt, damit kein Lichtstrahl nach aussen drang. Auf den Strassen war es nachts stockdunkel, was ja meinem Bruder Hans zum Verhängnis wurde. Laternen und Taschenlampen mussten blaue Gläser oder Glühbirnchen haben. Männer gingen jede Nacht durchs Dorf und kontrollierten, ob die Vorschriften eingehalten wurden. Ich hielt die Verdunkelung immer für falsch. Denn Deutschland verdunkelte ja auch und ohne Verdunkelung wäre das Schweizer Territorium besser erkennbar gewesen. Die Bombenabwürfe der Alliierten auf Basel, Schaffhausen und Zürich wären so vielleicht vermeidbar gewesen, falls sie irrtümlich und nicht absichtlich erfolgten.

Einquartierungen im Dorf

In Würenlos waren immer wieder Soldaten einquartiert. Die Kantonemente waren meistens in

den Säli der Gasthäuser, geschlafen wurde auf Stroh. Als Erste kamen die Berner, ältere Wehrmänner aus ganz verschiedenen Waffengattungen. Sie bauten im Gmeumeriwald den Rundweg, der noch immer Bernerweg heisst. Dann folgten Urner, das berühmte Füsilierbataillon 87. Sie hatte man besonders gerne. Jeden Abend um 21.45 Uhr zog die Bataillonsmusik durchs Dorf und blies den Zapfenstreich. Dann hiess es für die Soldaten: Hinaus aus der Beiz, Abendverlesen. Gleich vier Würenloser Mädchen, darunter ja auch meine Schwester Marie, ehelichten später einen dieser Urner. Darum gibt es heute zum Beispiel immer noch die Fediers in Würenlos. Die Soldaten aus anderen Kantonen hatten bei den jungen Würenloserinnen kaum Chancen.

Im Dorf verstand man sich gut mit den einquartierten Truppen. Mit einer Ausnahme. Das «Schützen 10i. Das waren Zürcher, vor allem Stadtzürcher. Und die mochte man nicht. Irgendwie erschienen sie uns zu stolz. Eine junge Würenloserin aber verliebte sich ausgerechnet in einen dieser Zürcher und liess ihren Würenloser Liebhaber hocken. Als der Krieg schon vorüber war, passten der verschmähte Liebhaber und ein Kollege dem Zürcher im Buechwald unten ab und schlugen ihn zusammen. Das hatte ein gerichtliches Nachspiel, und die Würenloserin musste gegen ihren früheren Liebhaber aussagen. Später hat sie dann aber doch ihn und nicht den Zürcher geheiratet, kurios.

Einmal war auch eine ganze Kavallerieschwadron aus dem Thurgau hier. Ich war gerade mit dem Milchwagen auf der Tour, als mir die ganze Schwadron entgegen ritt. Das imponierte mir ungeheuer. Später, an meinen SBB-Stellen in der Ostschweiz, traf ich hin und wieder einen der Thurgauer Kavalleristen. Noch heute erinnere ich mich an einzelne Namen ihrer Pferde. Ich kann eben die Namen von Pferden fast besser in Erinnerung behalten als jene der Menschen...

Diese Kavalleristen mit ihren Pferden, aber auch die anderen einquartierten Einheiten halfen öfters den örtlichen Bauernbetrieben. Viele Bauern waren selbst im Militärdienst und ihre Frauen mussten mutterseelenallein, vielleicht noch unterstützt von den Kindern, den Hof über die Runden bringen. Noch heute finde ich, diesen Frauen habe man zu wenig Anerkennung gezollt.

Vor allem die ärmeren Leute schätzten die Soldaten auch darum ausserordentlich , weil in den Militärküchen stets mehr als genug gekocht wurde. Mit voller Absicht, wie mir gesagt wurde, damit für die Bevölkerung etwas übrig blieb. Im Steinhof, in der damaligen Waschküche war auch immer eine Kompanieküche untergebracht. Abend für Abend kamen da Kinder mit dem Milchkesseli vorbei, um Suppe und Spatz zu holen.

Ansässige Deutsche und Internierte

Die Stimmung im Dorf war eindeutig gegen Nazideutschland. Es gab aber auch Leute, die Sympathien hatten für die Nazis. Man munkelte schon, der oder jener gehöre dazu. Aber sie verhielten sich ruhig. Von Fröntlern und prominenten Nazifreunden in Würenlos weiss ich nichts.

Im Dorf lebten während des Krieges etliche Deutsche. Waren sie im wehrpflichtigen Alter und nicht bereit, für ihr Heimatland in den Krieg zu ziehen, so wurden sie zum Landdienst verpflichtet. Etliche Männer aus dem Dorf mussten so auch im Steinhof arbeiten. Für die in der Schweiz lebenden Deutschen gab es eine eigene Zeitschrift. Darin habe ich Todesanzeigen gesehen für Gefallene, die in der Schweiz gelebt hatten. Die Überschrift lautete immer: «Für Führer, Volk und Vaterland».

Im Juli 1940 internierte die Schweiz 12 000 Polen, die dem 45. französischen Armeekorps angehört hatten und von den Deutschen an der Grenze im Jura in die Enge getrieben worden waren. Auch in Würenlos wurden Internierte untergebracht, wo sie vor allem in der Kiesgrube im Tägerhard arbeiteten. Dem Steinhof war ein Pole, Stanislaus, aus Krakau als Hilfskraft zugeteilt – ein fleissiger Typ. Unterhalten konnten wir uns mit ihm kaum, da er nur Polnisch sprach. Leider brach der Kontakt mit ihm später ab. Alle Internierten kehrten nach dem Krieg in ihre Heimat zurück, bis auf einen namens Marzec, der die Würenloserin Frieda Ernst heiratete.

Die Rekrutenschule

1945 musste ich in die Rekrutenschule. Eigentlich wollte ich Kavallerist werden. Kavallerie-Major Disch aus Othmarsingen, der Bonbonsfabrikant, machte mir entsprechende Hoffnungen und bestellte mich auf einen Donnerstag ins Badener Hotel Engel. Das war die Kavalleristen- und Bauernbeiz, der Wirt trug den Übernamen «Buurefänger». Am besagten Tag kam ein Telegramm von Disch, er habe leider einen anderen berücksichtigen müssen. Weil ihr nicht

unbeschränkt Pferde zur Verfügung standen, konnte die Kavallerie nicht jeden nehmen. Ich war enttäuscht. An der ordentlichen Aushebung meldete ich mich auf Vaters Rat hin zum Train, wo man es auch mit Pferden zu tun hatte. Der Aushebungsoffizier wollte mich aber bei den Mitrailleuren einteilen. Zum Train könne ich nur, wenn ich bereit sei, Offizier zu werden, sagte er. Ich sagte zu. Auch der Vater hatte eine Riesenfreude – wenigstens so lange, bis er realisierte, wie oft ich von zu Hause weg sein würde, bis ich Offizier war.

Als man sich dann im Zuge einer Motorisierungswelle in der Armee zu den Motorfahrern umteilen lassen konnte, sagte mein Vater. «Sofort umteilen lassen.» So kam ich zu den Motorwägelern und als Lastwagenfahrer zur Artillerie in Bière. Wir waren die erste Einheit, welche die ziegelrote Patte mit dem Steuerrad drin trug.

Just auf der Fahrt in die erste Verlegung nach Vevey ging der Krieg zu Ende. Überall in den Dörfern unterwegs wurde gejubelt und uns zugewinkt. In Vevey stellten wir die Autos am Hafen ab und zogen mit Sack und Pack ins Kantonement. Die Frauen stürzten aus den Häusern, verküssten uns, brachten uns Weisswein. Man hätte meinen können, wir hätten den Krieg gewonnen. Mein zweitältester Bruder Bernhard brüstete sich später gerne damit, dass er von allen Brüdern am meisten Aktivdienst geleistet habe, über 1000 Tage. Da erwiderte ich jeweils, das habe ja gar nichts genützt. «Wir hingegen sind ausgerückt und schon war der Krieg fertig.»

Die Berufsjahre bei der SBB

Wie ich zur Bahn kam

Die Bahnlehre war für mich eigentlich eine Verlegenheitslösung, aber ich bekam meinen Beruf gern, sogar sehr gern. Nach der Bezirksschule hätte ich gerne eine KV-Lehre gemacht, denn handwerklich war ich nicht sehr begabt. Pferdehändler war mein Traumberuf, über Pferde wusste ich ja gut Bescheid, und das Handeln liegt mir im Blut. Zuvor wäre ich sehr gerne ein Jahr weg gegangen, ins Welschland zum Beispiel. Aber da alle meine Brüder im Aktivdienst waren, hiess es: «Jetzt kannst du nicht fort. Du musst warten, bis die Brüder heimkehren.» Ich musste zu Hause anpacken. Als dann am 27. April 1942 mein Bruder Hans verunglückte, galt dies erst recht. Und ich musste ja auch noch in die Rekrutenschule.

Als Rekrut dann habe ich Thildy, meine spätere Frau kennengelernt. Sie ist in Kölliken aufgewachsen und leistete im Steinhof Landdienst. Während eines RS-Urlaubs sind wir uns so erstmals begegnet. Gefunkt zwischen uns hat's allerdings erst etwas später, als sie den Steinhof nach ihrer Landdienstzeit wieder einmal besucht hat.Thildy ist also sozusagen ein «Kriegsopfer».

Weil ich mich mittlerweile mit der Landwirtschaft angefreundet hatte, entschied ich mich, nach der RS die landwirtschaftliche Schule in Brugg zu besuchen. Das erste von zwei Winterhalbjahren absolvierte ich – mittlerweile war es 1946 geworden. Meiner Mutter blieb nicht verborgen, dass es allmählich ernst galt zwischen mir und Thildy. Da nahm sie mich einmal zur Seite und fragte, ob ich überhaupt wisse, wie die Besitzesverhältnisse seien in der Familie.

Bisher war ich davon ausgegangen, es gehöre alles dem Vater. Von meiner Mutter erfuhr ich nun zu meinem grössten Erstaunen, dass mein Vater vermutlich etwa 1930 die Milchhütte dem Bruder Alois, den Steinhof dem Bernhard überschrieben hatte. Und das kam so: Sieben Besitzer privater Käsereien in der Schweiz, darunter ein Häusermann aus Birmenstorf AG, hatten eine Glacepulverfabrik in der Nähe von Leipzig gegründet. Und dieser Häusermann überredete meinen Vater, ebenfalls zu investieren. Viel beschäftigt wie mein Vater war, hatte er aber keine Zeit, sich auch noch um das Geschäft in Deutschland zu kümmern. Eines Tages hiess es, die Glacepulverfabrik sei bankrott, der deutsche Verwalter sei einfach «verduftet».

Die sieben anderen Käser liessen sich Konkurs gehen. Als ihre Käsereien zur Versteigerung kamen, kauften die Ehefrauen sie wieder zurück. Das war ein Skandal, der in der Presse ein grosses Echo gefunden haben soll. Mein Vater aber wollte nicht Konkurs anmelden, er wollte für die leidige Sache geradestehen. Er verpflichtete sich, die damals unglaubliche Summe von 60 000 Franken aufzubringen – vermutlich musste er die anderen sieben Käser auch noch freikaufen. Der Kraftakt gelang schliesslich, auch mit Unterstützung des Direktors der Spar- und Leihkasse Freiamt, der mit Vater befreundet war. Um aber seine Familie keinesfalls zu Schaden zu bringen, trat er den

Der erste Lehrort: Das alte Bahnhöfli Killwangen-Spreitenbach.

Steinhof und die Molkerei seinen älteren Söhnen ab. Über all das wurde in der Familie nie gesprochen. Man wollte den Vater nicht blossstellen, weil er einen Blödsinn gemacht hatte.

Ich war meiner Mutter sehr dankbar, dass sie mich endlich über die Eigentumsverhältnisse aufgeklärt hatte. Aber ich stand vor einer völlig neuen Situation. Ich sprach mit meinem Bruder Bernhard. Er meinte nur, wir sollten doch einfach weitermachen wie bisher, er führe den Gasthof, ich solle dem Landwirtschaftsbetrieb schauen. Ich erwiderte: «Bernhard, das mache ich nicht, ich will doch nicht ein Leben lang dein Knecht bleiben.» Mein Vater, zur Rede gestellt, sagte nur, ich müsse Bernhard verstehen, schliesslich habe er ganz jung – er war knapp 20 – den Steinhof in einer ganz schwierigen Situation übernehmen müssen. Da sagte ich mir, nun gut, ich kann auch etwas ganz Anderes machen. Ich brach die landwirtschaftliche Schule ab und besuchte ein knappes halbes Jahr die Verkehrsschule in Neuenburg. Ein guter Freund aus dem Buech, Eichmann hiess er, arbeitete bei den SBB als Techniker. Er fand, die Bahn wäre doch etwas für mich. Ich machte die Aufnahmeprüfung in Biel und in Zürich und bestand sie.

Die Lehr- und Wanderjahre

Am 1. Mai 1947 begann ich die Stationslehre auf dem Bahnhof Killwangen-Spreitenbach. Wir wurden zu Generalisten ausgebildet, lernten alles vom Billetverkauf über die Stellwerkbedienung bis zum Güterdienst. Damals war es üblich, die Lehr- und Wanderjahre schon als Stift anzutreten. Von Killwangen-Spreitenbach ging es nach Dietikon, Zürich-Altstetten, Kloten. Dann folgte

Als junger Stationsbeamter im thurgauischen Sulgen. Rechts der Raum mit dem von Hand zu bedienenden mechanischen Stellwerk.

der Telegrafendienst in Zürich – der Telegraf war noch sehr wichtig bei der Bahn, gewisse Informationen durften aus Sicherheitsgründen nur auf telegrafischem Weg kommuniziert werden. Weitere Stationen in der Lehre waren Döttingen und schliesslich Baden. Dort arbeitete ich nach dem Lehrabschluss noch eine Zeitlang als Aspirant. Als solcher verschlug es mich dann in den Thurgau, nach Aadorf, Eschlikon, Sulgen, Kradolf, Erlen, Oberaach.

Stets etwas Mühe hatte ich mit dem Beamtenstatus bei den SBB. Ich fand aber – auch dank einer gewissen Schlitzohrigkeit – stets Mittel und Wege, um noch etwas Zusätzliches machen zu können neben dem regulären Dienst.

Wegen der starken Konkurrenz durch einen Carunternehmer im Thurgau verkauften wir von der Bahn kaum je ein Kollektivbillett. Um das Geschäft mit Gesellschaftsreisen anzukurbeln, wollte ich an einem Frühlingssonntag 1951 eine Ausflugsfahrt ins Wallis mit dem Roten Pfeil organisieren. Doch es hiess, an Sonntagen stünde der Rote Pfeil nicht für SBB-Reisen zur Verfügung, sondern nur für Vereinsfahrten. Ich wartete drei Wochen und reservierte diesmal den Roten Pfeil für den Verkehrsverein. Dass es gar keinen Verkehrsverein gab, interessierte niemanden. Die Sonntagsfahrt ins Wallis war dann ausverkauft, und von da weg konnte ich solche Reisen regelmässig organisieren.

Aber auch ganz anderen Geschäften ging ich nach. In Sulgen hatte ich mein Zimmer in einer Metzgerei mit Bauernhof. Im dortigen Stall stand auch mein erstes eigenes Pferd, York I, ein guter Einspänner. An freien Tagen lieh ich mir jeweils einen Wagen, spannte York I ein und fuhr für den Metzger mit Fleisch und Würsten über die Dörfer der Umgebung. Aber ich nutzte diese Gelegenheit, auch gleich auf eigene Rechnung zu arbeiten. Ich zog einen schwungvollen Handel mit Krawatten und Kämmen auf. Die Frau eines Webermeisters in Hauptwil nähte aus Stoffresten, die ihr Mann aus der Weberei nach Hause brachte, Krawatten. Ich kaufte ihr gleich 100 Stück ab, und dem Billigen Jakob an der Olma in St. Gallen 600 Kämme, je 100 in verschiedenen Grössen.

Auf meinen Fahrten mit dem Pferdewagen durch die Dörfer trug ich dann am einen Arm den Korb mit Fleisch und Wurst, am andern jenen mit den Kämmen und Krawatten. Bei der Bahn wusste niemand von diesem Nebenverdienst. Aber ich lachte mich krank, wenn am Sonntag alle Männer des Dorfes mit meinen Krawatten umherspazierten.

Plötzlich auch noch Bänkler

Vom Thurgau wechselte ich wieder in den Aargau, nach Koblenz. Weil ich dort auch den Geldwechsel besorgen sollte, wurde ich vorher auf der SBB-Wechselstube in Basel in die Geheimnisse dieses Geschäfts eingeweiht. So war ich plötzlich auch noch ein kleiner Bänkler. Das war eine hochinteressante Zeit. Die Wechselstube Basel war damals wohl eine der grössten Geldwechselstellen in der ganzen Schweiz. Von morgens acht Uhr bis abends um sieben waren stets drei Schalter geöffnet. Betrüger, vor allem Checkbetrüger, waren nicht weit. Jede Woche bekamen wir aus Bern eine riesige Papierrolle voll mit Nummern gefälschter Checks. Natürlich nützte diese lange Liste in der Hektik des Geschäfts rein gar nichts. Das war eine Alibiübung. Aber beim genauen Betrachten der Checks schöpfte man schon hin und wieder Verdacht. Dann konnte man auf ein Pedal unterm Schalter treten und blitzartig stand die Polizei da.

Ein besonderes Erlebnis hatte ich später im Nachtdienst in Koblenz. Der letzte Zug in Richtung Baden fuhr damals kurz nach Neun. Eine Stunde vorher stand ein junger Deutscher am Schalter und wollte ein amerikanisches 5-Dollar-Goldstück gewechselt haben. Ich wies das Goldstück zurück, da ich es nicht kenne. Doch der Deutsche jammerte, er müsse an diesem Abend unbedingt noch nach Zürich. Er sei Bäcker und wolle sich anderntags in aller Frühe um eine freie Stelle bewerben. Ich verwies den Mann an eine andere Wechselstube, damals wechselte in Koblenz fast jeder Laden, jede Beiz auch Geld. Unverrichteter Dinge kehrte er aber zurück und ich hatte Erbarmen mit ihm. Also rief ich die Wechselstube Basel an, beschrieb das Goldstück. Man riet mir, die Münze auf die Goldwaage zu legen. Eine solche hatten wir aber nicht. Also empfahl man mir, in die eine Hand zwei Fünfliber zu nehmen, in die andere das Goldstück. Beides müsse gleich schwer sein. Aber mach das mal. Auszahlen solle ich den doppelten Dollarkurs von damals etwa Fr. 4.20. Weil mir die Sache aber nicht ganz geheuer war, zahlte ich dem Deutschen nur die Hälfte aus. Der Mann kaufte das Billet nach Zürich und weg war er.

Wie war ich stolz! Alle Kollegen bestaunten das Goldstück im Tresor. Anderntags dann die Ernüchterung. Aus Basel kam die Meldung,

das Goldstück sei eine Fälschung und nur halb so schwer wie es sein sollte. Der Clou aber war: Vorgeworfen wurde mir nicht etwa, dass ich das Goldstück gewechselt hatte, sondern dass ich nur die Hälfte des angeblichen Wertes ausbezahlt hatte...

Schweiz-Verkäufer

In Koblenz leitete ich auch den schweizerischen Ausflugsverkehr mit deutschen Feriengästen im Schwarzwald und am Oberrhein. Diese reisten alle zehn Tage in grosser Zahl mit Extrazügen aus dem nördlichen Deutschland an. Mit ihnen unternahmen wir Ausflugsfahrten, je nach Beteiligung in ganzen Extrazügen oder im Roten Pfeil. Vom Frühling bis zum Herbst fuhr ich gewiss 30 bis 35 mal nach Lugano, x-mal auf die Schynige Platte, auf den Bürgenstock, ins Wallis. Dauernd war ich unterwegs. In allen Ferienorten, in Waldshut, Höchenschwand, St. Blasien usw., hatten wir Buchungsstellen. Ich liess mich sogar zum Referenten ausbilden, um den neu Angekommenen an einem Begrüssungsapero die Schweiz so anmächelig wie möglich vorstellen zu können. Am Ausgang verkauften wir dann gleich die Billette.

Das waren sehr erfolgreiche Jahre in Koblenz. Doch ich war mittlerweile verheiratet, 1954 kam unser Sohn Franz zur Welt, 1955 unsere Tochter Daria. Da wollte ich nicht mehr dauernd unterwegs sein. Es traf sich gut, dass man mir die Stelle als Sous-Chef in Baden antrug, mit der Bedingung, dass ich den etwas marode gewordenen Reisedienst übernehme. Ich sagte natürlich Ja.

Den Reisedienst brachte ich wieder auf die Beine. Zum Beispiel engagierte ich jeden Herbst die Musikgesellschaft Würenlos für eine Fahrt ins Blaue, an der stets etwa 250 bis 300 Leute teilnahmen. Im Frühling engagierte ich jeweils einen Jodelclub und die Ländlerkapelle Alperösli. In Baden arbeitete ich auch wieder vier Jahre. Wir wohnten an der Kollerstrasse in Wettingen in einem Dreifamilienhaus. Es ergab sich die Gelegenheit, dieses Haus zu kaufen. Mein Vater lieh mir das Geld. Dieses Haus habe ich dann später an einen der Mieter verkauft.

Sous-Chef in St. Gallen und Zürich HB

Von Baden aus bewarb ich mich um die Stelle als Sous-Chef im Hauptbahnhof St. Gallen. So kamen wir nach St. Gallen. Und so schön wie dort

1952 heirateten Franz und Thildy.

hatten wir es zuvor nie gehabt. Eine Wohnung zu finden, war allerdings nicht ganz einfach. Doch half der Zufall weiter. Jemand empfahl mir die Wohnungsvermietung Pfister. Fräulein Pfister, die Chefin, empfing mich, sagte aber, sie habe keine Wohnung frei. Wir plauderten noch ein wenig und da stellte sich heraus, dass sie die Schwester meines früheren Chefs in der Wechselstube Basel war. Plötzlich hiess es nun, ich solle noch eine halbe Stunde warten bis der Briefträger komme, eine Kündigung sei nämlich angemeldet. Und so erhielten wir eine schöne Wohnung, alles bestens.

Nach einem Jahr wurde ich auf die Kreisdirektion nach Zürich gerufen, wo man mir die gleiche Stelle im Hauptbahnhof Zürich antrug. Aber uns gefiel es in St. Gallen so gut, dass ich vorerst absagte. Doch sie liessen nicht locker. Nach dem zweiten Angebot riet mir mein Chef in St. Gallen, nicht nochmals abzusagen, um meine Karrierechancen nicht zu gefährden. So zog ich nach Zürich, und zwar blitzartig. Die Familie blieb vorerst in St. Gallen, ich mietete ein Zimmer im Stadtkreis 6.

Die Suche nach einer Familienwohnung war auch in Zürich wieder sehr harzig. Ich schrieb auf unzählige Inserate. Wiederum half der Zufall nach. Irgendwann konnte ich eine Wohnung an sehr guter Lage, an der Scheuchzerstrasse ebenfalls

im Kreis 6, besichtigen. Als ich vor dem Haus stand, kam einer in weisser Schürze aus einem Milchladen. Es war der Vermieter, dem auch der Milchladen gehörte – ein Käser. Der Gesprächsstoff war natürlich gegeben. Und schon stach ich 154 Mitbewerber aus – unglaublich.

Zu Fuss konnte ich von hier zur Arbeit im Hauptbahnhof gehen. Zehneinhalb Jahre arbeitete ich dort. Es gefiel mir wahnsinnig gut. Als Sous-Chef hatte ich mit dem Zugsverkehr zu tun. Ich bin einer der letzten, vielleicht der letzte, der im alten Stellwerk I, der sogenannten Seufzerbrücke, arbeitete. In einer Dreierequipe habe ich dann das neue, heute noch stehende Zentralstellwerk in Betrieb genommen. Ich war dann auch der erste Chef dort, nachdem die beiden Kollegen andere Aufgaben übernommen hatten.

Nr. 2 im Grenzbahnhof Buchs

Zwischen Weihnachten und Neujahr 1970 liess mich Dr. Gregor Beuret, der spätere Kreisdirektor, zu sich kommen und eröffnete mir vertraulich, dass der Bahnhofinspektor-Stellvertreter von Buchs SG Bahnhofvorstand in St. Margrethen werde und er, Beuret, meine, ich solle nach Buchs wechseln. Er schilderte mir, wie desolat der Zustand dort sei. Das Betriebsklima sei schlecht, es gebe Probleme mit der Zugabwicklung, jeden Tag müssten Güterzüge abgestellt werden, die nicht abgefertigt werden konnten. Ich sei derjenige, der die Situation verbessern könne. Ich war nicht eben begeistert. Denn noch in St. Gallen hatte mir Thildy jeweils gesagt, es gefalle ihr ja schon in St. Gallen, aber auf keinen Fall wolle sie noch weiter ostwärts ziehen, nach Buchs oder St. Margrethen. Als ich meiner Frau nun vom Angebot erzählte, schlug sie als Erstes die Hände überm Kopf zusammen. Zu guter Letzt sagte sie aber doch, sie komme mit, schliesslich sei dies halt mein Beruf.

Also zügelten wir 1971 nach Buchs. Der Ortswechsel fiel vor allem unserer Tochter Daria schwer. Sie musste in Buchs noch das letzte Sekundarschuljahr absolvieren. Dies ging gar nicht gut. Da war einmal der Kantonswechsel, Chemieunterricht hatte sie zum Beispiel gar nie, weil das Fach in St. Gallen in der zweiten, in Zürich aber erst in der dritten Sekundarklasse unterrichtet wurde. Schwer hatte es Daria auch, weil sie Züritüütsch sprach. Mindestens ein halbes Jahr dauerte es, bis sie sich einigermassen eingelebt hatte. Nie hätte ich gedacht, dass allein der Dialekt ein so grosses Hindernis sein kann. Aber der in Buchs gesprochene Werdenberger Dialekt ist extrem. Thildy verstand jeweils kaum ein Wort, wenn einer meiner Mitarbeiter bei uns zuhause anrief. Nach der Sek besserte Daria ihr Französisch in einem Institut in der Romandie auf.

Weniger unter dem Ortswechsel litt unser Sohn, der damals schon das Kollegium Schwyz besuchte. In Zürich hätte er nach Meinung seines Primarlehrers ans Gymnasium wechseln sollen. Weil ich aber früher oder später wieder mit einem Ortswechsel rechnete – ich wollte ja nicht ewig Sous-Chef in Zürich bleiben – empfahl er uns, den Sohn an die Katholische Sekundarschule zu schicken. Der Klassenlehrer dort, Pater Paul Vollmar (später Weihbischof im Bistum Chur), meinte aber schon nach einem halben Jahr ebenfalls, Franz gehöre ins Gymi. Also wurde Franz ans Kollegium Schwyz angemeldet, erhielt aber schon in Zürich Zusatzunterricht in Mathematik und Latein. In Schwyz dann konnte er gleich anderthalb Schuljahre überspringen; nach der Matur studierte er Mathematik.

Beruflich gefiel es mir sehr gut in Buchs, einem Bahnhof mit rund 300 Mitarbeitenden. Der Betrieb war extrem interessant. Der ganze für die Schweiz und Frankreich bestimmte Güterverkehr aus dem Osten, aus Russland, Polen, dem Balkan, bis hinab in den Iran, lief über Buchs. Täglich hatte ich internationale Kontakte. Zudem erlebte damals der Tierverkehr per Bahn eine Hochblüte. In einem Winter passierten 120 000 bis 150 000 Schafe Buchs auf ihrem Weg aus dem Osten nach Frankreich. Dazu kamen Tausende von Schlachtrindern und -pferden. Buchs war Verpflegungsstation. Das Grossvieh wurde ausgeladen, wir hatten eine riesige Viehrampe mit Pferchen. In Buchs gabs auch einen eigenen Grenztierarzt – zu meiner Zeit war es ein Dr. Schneider aus Würenlingen. Jedes Tier wurde angeschaut, gefüttert und getränkt. Für mich ein Superverkehr!

Einmal wäre ich beinahe im Gefängnis gelandet. Es gab in Buchs grosse Tanklager, die mit ganzen Extrazügen aufgefüllt wurden. Der Lagerverwalter meldete uns jeweils, wenn ein Zug verzollt war und ins Tanklager gestellt werden konnte. Eines Tages kreuzten just dann Zollfahnder auf, als ein Zug ins Tanklager gestellt wurde. Dummerweise war der Zug verwechselt worden, er war noch gar nicht verzollt. Das entging den Zollfahndern nicht. Ich musste erst beim Zollinspektor Eggenberger antraben und dann im Bezirksgebäude. Dort

hiess es, es handle sich um ein schweres Vergehen, der Rangiermeister und der Vorarbeiter würden möglicherweise inhaftiert. Ich protestierte: «Wenn jemand eingesperrt werden muss, dann bin ich es.» Schliesslich hatte ich dem Rangiermeister den Auftrag gegeben. Mich hinter Gitter sehen wollte wiederum der mir gut bekannte Zollinspektor nicht und die Geschichte nahm ein glimpfliches Ende. Verstehen musste man die Zollfahnder aber schon, brachte doch ein solcher Zug Zolleinnahmen von 250 000 Franken.

Auf der Kreisdirektion Zürich

Die Stelle in Buchs hatte ich angetreten mit der Aussicht, in spätestens vier Jahren den Posten des Bahnhofinspektor-Stellvertreters im Hauptbahnhof Zürich zu bekommen. Und so kam es dann auch, wir zogen wieder nach Zürich, in eine Dienstwohnung. Nach nur zwei Jahren kam der Ruf auf die Kreisdirektion, als Sektionschef Planung Betriebsanlagen. Nun wurde ich zum Chefplaner all der Bahnhofsanlagen im ganzen Direktionsgebiet. Zuhanden der Bauabteilung erstellten wir das Pflichtenheft für die Neu- und Umbauten der Bahnhöfe. Wir definierten, wie die Weichen zu liegen hätten, wie die Schalter auszusehen hätten, einfach alles.

Eines der ersten Projekte war die Fertigstellung des Flughafenbahnhofs. Die neue Linie zwischen Oerlikon und Effretikon war bereits im Bau. Noch zu meiner Zeit als Sous-Chef in Zürich hatte man den Bau einer Stichbahn zwischen der Stadt und dem Flughafen erwogen. Man erkannte dann aber, dass eine solche Lösung nicht hätte betrieben werden können. Ein gewisser Baumann von der Bauabteilung der Generaldirektion kam schliesslich auf die Idee, den Flughafen anzubinden an die Linie Zürich – Winterthur.

Bei der Planung der Betriebsanlagen kam es immer wieder zu Differenzen mit der Generaldirektion in Bern. Aber so schlimm war das nicht. Beim Hauptbahnhof Zürich redeten die Berner wenig drein, weil er ihnen viel zu gross war. Und beim Flughafenbahnhof machten wir stets geltend, wir müssten unbedingt den hohen Swissair-Standard erreichen.

Um 1979/80, zeigte sich die Notwendigkeit eines Sicherheitskonzeptes für den Flughafenbahnhof. Dafür mussten wir mit allen Stellen des Flughafens, mit der Polizei, der Swissair, der Feuerwehr, dem Amt für Luftverkehr usw. verkehren. Ich stellte mich dem Kommandanten der Flughafenpolizei vor und er machte mich mit einem Wachtmeister für besondere Aufgaben namens Moritz Schwendi-mann bekannt. Er sei mein polizeilicher Ansprechpartner. Schwendimann war auch ein Rösseler, was mir zugute kommen sollte. Denn als das ganze Konzept fixfertig vorlag, wurde es einem jungen Polizeileutnant, der soeben einen Lehrgang für Terrorbekämpfung in Deutschland absolviert hatte, zur Begutachtung vorgelegt. Er liess keinen guten Faden dran. Aber wir konnten doch nicht wieder ganz von vorne anfangen. Als traf ich Schwendimann. Er riet mir, das Sicherheitskonzept, so wie es war, persönlich beim Polizeikommando abzugeben, zuhanden von Major Sowieso, dem Flughafenkommendanten. Der werde es, ohne es näher anzuschauen, gleich an ihn, Schwendimann, weiterleiten. So geschah es. Einen Tag später erhielt ich den Bescheid, das Konzept sei genehmigt.

Grossprojekt S-Bahn Zürich

Eine der nächsten grossen Aufgaben war die betriebliche Planung für die S-Bahn Zürich. Dank diesem Projekt durfte ich viele interessante Leute kennenlernen, sogar einen ausländischen Verkehrsminister – davon aber später. In Stuttgart hatte ich das Vergnügen, dem damaligen Oberbürgermeister Manfred Rommel, dem Sohn des berühmten Feldmarschalls, zu begegnen. Er hat mir sehr imponiert. Zweimal durfte ich vor Bundesrat Léon Schlumpf, dem damaligen Verkehrsminister, über das Eisenbahnnetz rund um Zürich referieren. Auch vor Kommissionen des National- und des Ständerates trat ich auf. Dabei ging mir die damalige Zürcher Ständerätin Emilie Lieberherr gewaltig auf die Nerven. Sie schwatzte ständig drein.

Im Hinblick auf die Zürcher Volksabstimmung im November 1981 habe ich 42 mal an Veranstaltungen und bei allen Parteien über die S-Bahn referiert. Als Auskunftsperson nahm ich stets an den Sitzungen der kantonsrätlichen Kommission teil, in Anwesenheit des damaligen Zürcher Volkswirtschaftsdirektors Hans Künzi. Mit der Kommission und Künzi reiste ich auch nach München und Amsterdam zur Besichtigung der dortigen S-Bahnen. In Amsterdam hiess uns ein Holländer in bestem Berndeutsch willkommen. Es stellte sich heraus, dass er als Bub nach Kriegsende zum Aufpäppeln in die Schweiz zu einer Bauernfamilie im Berner Oberland

gekommen war. Es gefiel ihm dort so gut, dass er ein volles Jahr statt der geplanten drei Monate blieb und so auch Bärntütsch lernte.

Eine viel diskutierte Frage war, ob bei der S-Bahn Doppelstockwagen zum Einsatz kommen sollten. Der damalige SBB-Generaldirektor Hans Eisenring war anfänglich gegen Doppelstockwagen, schwenkte dann aber auf Druck des Zürcher Verkehrsverbunds um. Samuel Stäheli, ein hochintelligenter und leider früh verstorbener Verkehrsingenieur, und ich hatten den Einsatz von Doppelstockwagen stets befürwortet.

Als wir vernahmen, dass die Holländer bei der Firma Talbot in Aachen Doppelstockwagen bestellt hatten, reisten Stäheli und ich nach Aachen. Wir wollten wenigstens einmal einen solchen Wagen sehen. Später, bei der Auslieferung des ersten Wagens an die Holländer, veranstaltete Talbot ein grosses Fest. Die Firma lud dazu auch SBB-Generaldirektor Eisenring ein. Der wollte nicht gehen, weil ihm das von der Schweizer Rollmaterialindustrie wohl sehr übel genommen worden wäre. Er kam auf die glorreiche Idee, mich an seiner Stelle zu schicken. Ich ging natürlich mit Hochgenuss. Am Bahnhof Aachen holte mich ein Fahrer mit Mercedes ab und führte mich ins Hotel. Später luden die Talbot-Leute in ein feines Restaurant zum Diner. Anderntags an der Feier wurde als Erster der holländische Verkehrsminister begrüsst und als Zweiter ich, Franz Notter, von der SBB-Generaldirektion in Bern – dabei arbeitete ich ja gar nicht auf der Generaldirektion. Zum Mittagessen in einem Landgasthof fuhren die Gäste im Car, der Verkehrsminister und ich aber wiederum im Mercedes. Schliesslich kutschierte man mich noch zum Flughafen – ich musste heimfliegen, weil ich abends noch vor der SP der Stadt Zürich zu referieren hatte.

Nach dem Beschluss, Doppelstockwagen zu beschaffen, gehörte ich einer dafür gebildeten Arbeitsgruppe an. Zusammen mit dem Kreisdirektor fuhr ich nach Paris, um die dortigen Wagen zu studieren. Bei der Gelegenheit erhielt ich das Modell eines solchen Doppelstockwagens, das noch heute auf meinem Schrank im Büro steht. Um der Bevölkerung die Vorzüge von Doppelstockwagen vorzuführen, mieteten wir auf meine Anregung hin für einen ganzen Monat einen französischen Doppelstockzug. Werktags verkehrte er zwischen Zürich und Pfäffikon SZ, an Samstagen und Sonntagen wurde er für Ausflugsfahrten eingesetzt. Mit den so erzielten Einnahmen konnte gerade die Miete des Zuges bezahlt werden. Die französischen Wagen hatten hohe Einstiege und da zeigte es sich, dass auch bei der S-Bahn Zürich die Perrons höher werden mussten.

Bote schlechter Nachrichten

Schon damals wurden mehr und mehr Bahnschalter aufgehoben und von Billettautomaten abgelöst. Stand irgendwo die Pensionierung oder der Stellenwechsel eines Vorstands an, so musste ich berechnen, ob sich die Wiederbesetzung der Stelle noch lohnte. Wurde eine Station nicht mehr besetzt, so hatte ich das den örtlichen Behörden persönlich darzulegen. So auch in Würenlos. Nirgendwo aber mass man der Schliessung der bedienten Bahnstation so grosse Bedeutung bei wie im kleinen Ort Dinhard an der Linie Winterthur – Etzwilen. Dreimal hatte ich dort anzutraben, zuerst vor dem Gemeinderat, dann vor den Präsidenten der zwei Ortsparteien und schliesslich vor der ganzen Bevölkerung. Da war der Gemeindesaal bis auf den letzten Platz besetzt. Als dann der Vorstand, ein ausserordentlich beliebter Mann, seinen letzten Arbeitstag hatte, gabs ein Dorffest, zu dem auch ich eingeladen wurde. Die Dorfmusik spielte, der Männerchor sang, der Gemeindepräsident hielt eine Ansprache – grossartig.

Diese Schliessungsentscheide zu überbringen, war eigentlich eine undankbare Aufgabe. Aber ich erledigte sie gerne, lernte ich doch auf diese Weise wiederum viele Gemeinden kennen. Ich sah auch, wie schwierig es für einen Bundesbetrieb ist, wenn die Politiker fordern, er müsse rentabler werden. Will man dann tatsächlich sparen, ist es auch wieder nicht recht.

Apropos Sparen: Damals fuhr jeden Mittag ein Zug von Baden nach Otelfingen und zurück, damit Berufstätige zu Hause essen konnten. Der Zug hielt jeweils auch bei der Barriere im Kempfhof. Zuletzt stieg da noch ein einziger Fahrgast aus und ein, Walter Moser. Natürlich hätten wir diesen Halt längstens streichen müssen. Ich aber sagte: «Warten wir noch, bis der Walti pensioniert ist.» Und das Mittagszügli fuhr bis zur Einführung des Taktfahrplans 1982. Die Bahnlinie durchs Furttal war früher wohl die am schwächsten benützte im Grossraum Zürich. Mit der S-Bahn, welche direkte Fahrten über Oerlikon hinaus bis zum Hauptbahnhof erst ermöglichte, änderte sich das. Nach kurzer Zeit war die Furttallinie jene mit der prozentual stärksten Passagierzunahme.

Mit 62 Jahren wechselte ich ein letztes Mal die Stelle. Bis zur Pensionierung 1990 leitete ich die Sektion Güterdienst auf der Kreisdirektion Zürich. In dieser Position konnte ich auch dafür sorgen, dass die Güterzüge aus der Ostschweiz ab 22 Uhr nicht mehr durch Würenlos in den Rangierbahnhof Limmattal fuhren, sondern über Zürich-Altstetten. Mit der Inbetriebnahme der S-Bahn 1990 fand diese Verschonung von Würenlos vom nächtlichen Güterverkehr dann leider ein Ende.

Rückkehr in die alte Heimat

Das Einfamilienhaus im Buech

In die letzten Berufsjahre fiel meine Rückkehr nach Würenlos. Seit unserer Heirat sind Thildy und ich nicht weniger als neun Mal umgezogen. Nach der Rückkehr nach Zürich und dem Wechsel auf die Kreisdirektion fragten wir uns immer häufiger, wo wir eigentlich zu Hause seien, wo wir den Rest des Lebens verbringen wollten. Überall schauten wir uns Bauland oder zum Verkauf stehende Häuser an. Immer wieder sagte ich aber auch zu Thildy: «Weisch, am liebschte wett i zrugg nach Würelos.» Den Kontakt zum Dorf hatte ich nie verloren und ich fühlte mich hier auch nach so vielen Jahren immer noch ein Stück weit daheim. Wenn etwas los war in Würenlos, so «funkten» mir die Kollegen «komm». Und wenn ich konnte, kam ich.

1980 starb der jüngste Bruder meines Vaters, der in Dietikon wohnte und übrigens der Grossvater des späteren Zürcher Regierungsrates Markus Notter war. An der Beerdigung erfuhr ich, dass im Buech Land zu haben sei. Eigentümer sei der Sohn des ehemaligen Baumeisters Hans Brunner – dieser hatte dort gewohnt, wo sich heute die Drogerie am Bach befindet. Direkt von der Beerdigung fuhren Thildy und ich nach Würenlos, um das Land zu besichtigen. Es gefiel uns. Hierzu ist zu sagen, das Thildy diesbezüglich sehr heikel war. Wir hatten auch schon in der Halde unten ein Haus angeschaut. Dort hinunter wolle sie nicht, sagte Thildy. Da sei zu tief im Loch unten, und sie hatte Recht damit.

Am gleichen Tag noch rief ich Hans Brunner junior in Rapperswil SG, den Landeigentümer, an. Und am nächsten Abend schon trafen wir uns im Bahnhofbuffet Rapperswil und wurden handelseinig. 20 Aren, 2000 Quadratmeter gross war das Grundstück, etwas gar viel Land für uns. Deshalb verkaufte ich die Hälfte unten an der Buechzelglistrasse weiter an Architekt Hans Arnold. Er plante dann unser Einfamilienhaus oben auf dem Moränenhügel und unten baute er ein Doppeleinfamilienhaus, dessen eine Hälfte er selber bezog. 1982 konnten wir unser neues Heim beziehen. Mit Arnolds und all den anderen Nachbarn hatten wir eine wunderbare Nachbarschaft. Ohne dass wir ständig zusammen sassen, wusste jeder, dass auf den anderen Verlass war. Diese vertraute Nachbarschaft vermisse ich seit dem Umzug 2015 in die Wohnung an der Juchstrasse 3, aber man darf sie nicht erwarten in einem Mehrfamilienhaus.

Das Dorf im Wandel

Nach 35 Jahren war ich also zurück in Würenlos. Die Bekannten von früher freuten sich natürlich. Ich machte auch sofort in der Männerriege mit. Aber es war nicht so, dass zu meiner Rückkehr die Musik aufspielte. Das ist ja klar. Würenlos hatte sich in den 35 Jahren ja auch enorm verändert. 1600 Einwohner zählte die Gemeinde, als ich wegging, doppelt so viele Einwohner, 3200, hatte sie, als ich wieder kam. Und seither hat sich die Einwohnerzahl nochmals verdoppelt. Die Entwicklung ist enorm.

Auf dem Moränenhügel, auf dem wir unser Haus bauten, standen 35 Jahre zuvor ganze fünf Häuser. Eines davon war dasjenige meines Primarlehrers Albin Füglistaller. Als er es seinerzeit bauen liess, hiess es: «Der Füglistaller spinnt», auf diesem Hoger wohne man doch nicht. Ich aber schielte ein Leben lang auf das Haus meines früheren Lehrers. Als wir in Wettingen wohnten, musste Füglistaller ins Spital Baden. Ich besuchte ihn zwei oder drei Mal, getraute mich aber nie, ihn zu fragen, ob er allenfalls sein Haus verkaufe. Dabei trug er mir im Spitalbett gar das Du an. Es war eine Seltenheit damals, dass ein ehemaliger Lehrer mit einem früheren Schüler Duzis machte. Mein Vater staunte jedenfalls nicht schlecht und fiel fast «hindenuse», als wir beide einmal auf dem Friedhof dem Füglistaller begegneten und ich ihm zurief: «Sali Albin».

Füglistaller hatte seinerzeit ein Grundstück gekauft, das bis zur Steingasse (Altwiesenstrasse)

hinunter reichte. Den unteren Teil verkaufte er später und zwar contre coeur, wie er mir erzählte. Einer aus Zürich bedrängte ihn so lange, er solle ihm doch eine Parzelle verkaufen, bis Füglistaller nur noch einen Ausweg sah: Falls der Zürcher ein nächstes Mal anrufen sollre, so wollte er einen so hohen Preis verlangen, dass dem anderen ein für allemal die Kauflust vergehen würde. Der Zürcher meldete sich prompt ein weiteres Mal. Ja, er verkaufe, sagte Füglistaller, aber er wolle 100 Franken für den Quadratmeter – ein damals horrender Preis. Der Schuss ging nach hinten los. Der Zürcher willigte sofort ein und Füglistaller war die Parzelle los. Als er mir das erzählte, fragte ich ihn, was er seinerzeit fürs Land bezahlt habe. «Einen Franken pro Quadratmeter», sagte er. – Und heute kannst du in Würenlos für 1000 Franken ja bald nichts mehr kaufen.

Die Büechler

Das Buechquartier war lange Zeit nur schwach besiedelt. In den 1930er-Jahren begann ein gewisser Brühlmeier aus Wettingen, an der Limmat unten Häuser zu bauen. In diese zogen vor allem Leute aus Zürich. Uns Dörflern schienen die Neuzuzüger nobler zu sein als wir. Lange schien das Quartier gar nicht richtig zu Würenlos zu gehören. Es hiess, «d' Büechler chömmed nu is Dorf ufe, um e dummi Schnurre zha.»

Später dann, in den 1980er Jahren, nahm mit dem Bau der Einkaufszentren in Spreitenbach der Verkehr durchs Buech gewaltig zu. Viele im Quartier forderten eine Sperrung der Limmatbrücke sowie der Buechzelgli- und der Altwiesenstrasse für den Durchgangsverkehr. Ich, der ja nun auch im Buech wohnte, hielt das für unmöglich, mischte mich aber nicht ein in die Diskussion. Die Buechzelglistrasse war für mich schon immer eher eine Ortsverbindungs- als eine Quartierstrasse gewesen. Und allmählich legte sich dann ja auch die Unruhe.

Der Lokalpolitiker

Politik hat mich schon immer interessiert. Schon als 20-Jähriger war ich der damaligen Katholisch-Konservativen Partei, der späteren CVP, beigetreten. Auch an den vielen späteren Wohnorten war ich jeweils Parteimitglied. Aber die Arbeit für die Bahn liess mir keine Zeit, mich aktiv politisch zu betätigen. Wieder in Würenlos, machte ich in der CVP-Ortspartei mit, bald auch in Kommissionen (etwa in der Verkehrskommission) und in der katholischen Kirchenpflege. Als man mich dann für den Gemeinderat anfragte, erklärte ich mich bereit – auch im Hinblick auf die nahende Pensionierung.

Sechs Jahre, von 1990 – 1995, gehörte ich dem Gemeinderat an. Gemeindeammann war Walter Markwalder, Vizeammann seine spätere Nachfolgerin Vreni Zehnder. Die Arbeit in den Kommissionen und im Gemeinderat gefiel mir sehr, aber ich hatte mir von Anfang an vorgenommen, nur bis zu meinem 70. Altersjahr ein öffentliches Amt auszuüben. Im Gemeinderat war ich zuständig für ziemlich dankbare Aufgaben: für den öffentlichen Verkehr, die Volkswirtschaft, das Gewerbe und die Landwirtschaft, die Feuerwehr, das Schwimmbad, die Vereine.

Am meisten zu tun gab der öffentliche Verkehr. Ich vertrat die Gemeinde im Vorstand der Regionalen Verkehrsbetriebe Baden-Wettingen (RVBW), die damals noch anders organisiert waren als heute. So lernte ich auch Leute aus allen anderen RVBW-Gemeinden kennen. In jener Zeit wurde die Linienführung in Würenlos geändert. Die Buslinie von Baden nach Würenlos – damals noch die Linie 7, wurde bis zur neuen Wendeschleife in der Bettlen verlängert. Zuvor war der Bus nach der Haltestelle Raiffeisenbank über die Dorfstrasse wieder zurück nach Baden gefahren. Auch ein Bus-Versuchsbetrieb von Würenlos nach Oetwil und weiter zum Limmattalspital in Urdorf stand zur Diskussion, kam aber aus Kostengründen nicht zustande. Heute ist Würenlos mit dem ÖV insgesamt sehr gut erschlossen.

Beim Schwimmbad war es schon damals so, dass die Gemeinde allein an die Betriebskosten jährlich 250 000 Franken zahlte – da konnte man sparen, so viel man wollte. Das Schwimmbad ist ein Angebot für unsere Bürger und ein solches Angebot kostet halt etwas. Es ist aus dem Dorf kaum mehr wegzudenken, auch wenn man heute wohl kein eigenes Schwimmbad mehr bauen würde – ein Gratisbus ins Tägi nach Wettingen wäre billiger. Damals war mir aufgefallen, wie viele Autos mit ZH-Schildern jeweils auf dem Parkplatz standen. Es lag also nahe, die Zürcher Nachbargemeinden um Betriebsbeiträge anzugehen. Doch ohne harte Zahlen liess sich da nichts machen. Deshalb liessen wir an drei Tagen die Badbesucher von Schülern befragen. Das Ergebnis war ernüchternd. Die Besucher kamen aus einem so weiten

Umkreis – aus der Stadt Zürich oder dem Wehntal – und der Besucheranteil aus den direkten Nachbargemeinden war so klein, dass sich dort nichts holen liess.

Kraft meines Amtes durfte ich als Vertreter des Kantons Aargau in einer Kommission des Flughafens Zürich mitwirken. Das ergab wieder viele neue Kontakte und ich lernte auch die ganze Problematik des Flughafens kennen. Wobei ich gestehen muss, dass ich Mühe hatte, mitzureden. Um dies kompetent tun zu können, hätte ich mich viel stärker in die Materie vertiefen müssen, der Flughafen ist eine so komplexe Angelegenheit.

Allein die Bedeutung als Arbeitsort ist immens. Als Betriebsplaner des Flughafenbahnhofs hatte ich eine Studie erstellen müssen, die aufzeigen sollte, woher die damals 12 000 auf dem Flughafen Beschäftigten denn kamen. Überrascht war ich, von wie weit her viele jeden Tag anreisten, vom Appenzellerland, aus dem Wallis. Diese volkswirtschaftliche Bedeutung muss man sich auch vor Augen halten, wenn man über den Fluglärm diskutiert. Eine Gemeinderätin aus Oetwil a.d.L. bat mich seinerzeit immer wieder, mich dafür einzusetzen, dass der Fluglärm in Oetwil abnehme. Sie hatten in der Tat wesentlich mehr Fluglärm als wir in Würenlos. Aber helfen konnte ich der Frau nicht, da waren höhere Mächte im Spiel. Als mir die Gemeinderätin eines Tages eröffnete, sie werde ihren Mann an einen Kongress in Japan begleiten, hätte ich sie am liebsten gefragt, ob sie mit dem Velo dorthin gelange...

Ein lustiges Erlebnis als nicht mehr ganz junger Gemeinderat hatte ich mit einigen jungen Würenlosern. Eines Tages erhielt der Gemeinderat einen Brief, der von einem Killwangener unterzeichnet war. Er bat um Erlaubnis, auf dem Schulareal eine Party für Junge durchzuführen. Nun gab ja der Lärm bei der Mehrzweckhalle unserem Mitbürger Guido Müller schon genug Anlass zu Reklamationen. Deshalb beschlossen wir, einem Auswärtigen keine Party zu bewilligen. Kurz darauf läutete es eines Abends um neun an unserer Hausglocke. Vor der Tür standen etwa 15 junge Würenloser. Sie sagten, es gehe ihnen darum, den Jungen im Dorf etwas zu bieten. Die Anfrage sei nur deshalb von einem aus Killwangen unterschrieben worden, weil der am besten schreiben könne. Ich sagte: «Gut, ihr könnt die Party machen, aber ohne Alkohol.» Den hätten sie aber schon eingekauft, antworteten sie. Beim Alkohol blieb ich hart. Wir wurden uns einig und an der Party luden sie mich dann ein zu einem alkoholfreien Apéro um 23 Uhr. Also gingen Thildy und ich spätabends zur Jugendparty und wurden dort mit allen Ehren empfangen.

Zoff wegen einer Wahlfeier

Mit meiner Arbeit als Gemeinderat scheint man zufrieden gewesen zu sein. Jedenfalls wurde ich nach vier Jahren mit dem zweitbesten Resultat hinter Vreni Zehnder wiedergewählt. Am heftigsten unter Beschuss von Mitbürgern geriet ich erst nach meiner aktiven Gemeinderatszeit. 1996 organisierte ich auf Wunsch des Gemeinderates die Feier zur Wahl des Würenlosers Ruedi Rohr (FDP) zum Präsidenten des aargauischen Grossen Rates. Von Kaiseraugst, der Wohngemeinde seines Vorgängers, erfuhren wir, dass die dortige Wahlfeier 70 000 Franken gekostet hatte. Mir war klar, dass ein so hoher Betrag für Würenlos nicht in Frage kam. Also sammelte ich Geld- und auch Naturalspenden beim örtlichen Gewerbe, das sich meiner Meinung nach auch einmal erkenntlich zeigen sollte für die vielen Aufträge der Gemeinde. Vom Gewerbler und nachmaligen SVP-Ortsparteipräsidenten Daniel Frautschi wurde ich deswegen in der Presse scharf angegriffen. Es sei eine Frechheit, für eine solche Feier das Gewerbe anzugehen. Ich habe darauf gar nicht reagiert.

Ruedi Rohr war absolut begeisterter Bahnfahrer. Er fuhr mit Bahn und Postauto an Orte, wohin ich als Bähnler schon längst das Auto genommen hätte. Also stand fest, dass die Festgesellschaft per Bahn von Aarau nach Würenlos fahren sollte. Ich bestellte einen Extrazug mit einem Salon- und einem Erstklasswagen. Interessierte Würenloser konnten mit dem Zug schon nach Aarau fahren, um die Wahl mitzuerleben. Den Extrazug zahlte Ruedi Rohr aus eigener Tasche. Mit zwei Kutschen samt 20-köpfiger Reitereskorte wurden das Ehepaar Rohr und die wichtigsten Ehrengäste vom Bahnhof zur Mehrzweckhalle geführt. Dafür hatte ich mich an Hans Ueli Loosli gewandt, der damals Präsident des Reitvereins Würenlos und Umgebung war. Es sei alles gratis, sagte er mir.

Es wurde eine ebenso preiswerte wie schöne Feier, welche die Gemeinde schliesslich noch etwa 20 000 Franken kostete. Nach dem Anlass wurden alle Mitwirkenden zu einem einfachen Nachtessen in den Gmeindschäller eingeladen. Die Ballettschule wollte stattdessen lieber einen kleinen Zustupf ins Kässeli. Der Bitte kamen wir

gerne nach. Aber wieder passte das einigen nicht in den Kram. Wir hätten die Ballettkinder ohne Znacht heimgeschickt, hiess es.

Und mit Kritik war damit noch nicht Schluss. Da sich die einheimischen Wirte, Metzger und Caterer ausser Stande erklärt hatten, rund 300 Gäste zu verpflegen, verpflichteten wir das Restaurant Linde aus Weiningen. Dessen Seniorchef wohnte übrigens in Würenlos. Prompt wurde ich wieder angegriffen, weil der Auftrag nach auswärts vergeben wurde. – Ja, die Dauerkritiker wären wahrscheinlich stiller, wenn sie selber einmal etwas getan hätten für die Gemeinde. Es geht ja immer um die Allgemeinheit und nie um Einzelinteressen.

Die Liebe zu den Pferden

Mit 5 Jahren erstmals auf dem Pferderücken

Den grössten Teil meiner Freizeit widmete ich eindeutig den Pferden. Seit ich ein junger Mann war, besass ich eigentlich fast immer ein eigenes Pferd und geritten bin ich bis ich 88 war. Im Alter von 5 Jahren setzte mich mein Bruder erstmals auf ein älteres Ross, es hiess Duc und war früher ein bekanntes Dressurpferd gewesen. Ich ritt selber gegen Otelfingen zu. Später dann, als Schulbub, schickte mich mein Vater mit Pferden überall hin, auch wenn meine Mutter manchmal fast Blut schwitzte, bis ich wieder wohlbehalten zu Hause war.

Als 15- bis 19-Jähriger nahm ich an den Reitübungen und Ausritten des Kavallerievereins Baden teil. Das sind wunderschöne Erinnerungen. Wir haben damals auf dem Pferd immer gesungen.

Auch an kleinen, bescheidenen Springkonkurrenzen nahm ich teil, mit mehr und mit weniger Erfolg. Doch der Wettkampfsport stand für mich nie im Vordergrund. Wichtig war für mich, mit dem Pferd in der freien Natur unterwegs zu sein. Unvergesslich sind mir darum auch die Fuchsjagden, die ich geritten bin, vor allem die damals berühmte Lenzburger Jagd.

Ich habe in Deutschland reiterische Ausbildungen genossen, in Obernzell bei Passau. Mein Reitlehrer dort war ein Ungar und hatte Interessantes zu erzählen. Als ungarischer Kavallerist ist er im Zweiten Weltkrieg noch Attacken geritten. Die Kavallerieeinheiten waren aber völlig chancenlos und wurden fast vollzählig aufgerieben.

Auf Pferde-Einkauf bei ungarischen Zigeuenern

Während meiner Tätigkeit in Buchs SG war ich mit einem dortigen Pferdehändler befreundet, den ich mehrmals auf Einkaufstouren, vor allem nach dem damals noch kommunistischen Ungarn begleiten konnte. So lernte ich Land und Leute kennen. Besonders interessant war der Pferdekauf bei Zigeunern. Eine wichtige Rolle dabei spielte der einheimische Vermittler, Miklos Molnar hiess er. Ohne ihn ging nichts, er organisierte alles.

Die Zigeuner aus einem weiten Umkreis besammelten sich mit 40, 50 Pferden an einem abgemachten Treffpunkt. Wenn wir mit dem Mietauto aus Wien oder Budapest vorfuhren, ging es los. Alle setzten sich mit ihren Tieren in Szene, junge Mütter mit Babys auf dem Arm flehten uns an, wir sollten doch ja ihr Pferd kaufen, damit ihr Kind etwas zu essen bekomme. Das hätte man filmen müssen!

Unvergessliche Reitferien im Jura

Die schönsten Tage mit den Pferden erlebte ich aber im Jura. Mehr als 40 Jahre lang machten wir Ferien in den Freibergen. Thildy war dabei, früher auch die Kinder und oft Reiterkollegen. Wir mieteten jeweils eine Ferienwohnung samt Einstellplatz fürs Pferd, anfänglich in La Chaux-d'Abel, später in Les Cerlatez, und viele Jahre in Les Emibois. Und so ist es kein Zufall, dass mein letztes Pferd, York II, jetzt im Jura im Altersheim ist, im «Maison Rouge» bei Les Bois, einem von drei Heimen der Stiftung für das Pferd. Schon 2010, als er 21-jährig war, habe ich York II dort angemeldet. Das ist gar nicht so einfach. Da musst du zig Formulare ausfüllen, einen Lebenslauf des Tieres schreiben, einen tierärztlichen Attest beibringen. Ich war froh, dass erst drei Jahre und drei Monate nach der Anmeldung ein Platz frei wurde. Seither besuche ich wenn immer möglich York II einmal im Monat.

York II hatte ich als Fünfjährigen beim Pferdehändler und früheren Springreiter Max Hauri in Seon erworben. Mittlerweile ist York II, geboren am 12. April 1989, auch schon 27-jährig. Ich wollte unbedingt nochmals einen Irländer haben und er war das letzte von fünf Pferden, die ich an einem Nachmittag ausprobierte. Er

erinnerte mich so sehr an mein erstes eigenes Pferd, an York I, dass ich ihm den gleichen Namen gab. 17 Jahre lang stand er im Stall von Walti Egloff im Kempfhof. Dann bekam er Sehnenprobleme. Die Tierärztin riet, ihn eine Weile lang auf eine Weide zu geben. Die Bewegung tat ihm gut. Nachher war bei Walti Egloff kein Platz mehr frei, doch ich fand einen im Ziegelhof Wettingen. Als York II am 1. Dezember 2013 ins Altersheim kam, setzte ich einen Schlusspunkt unter die Reiterei. Man bot mir an, auf fremden Pferden weiter reiten zu können. Aber das wollte ich nicht. Stattdessen halte ich mich nun fit mit regelmässigem Schwimmen im Tägerhard. Meistens lege ich den Rückweg zu Fuss zurück und oft kommt mir Thildy ein Stück weit entgegen.

Fast alle Kontinente bereist

Zeuge der Weltgeschichte

Durch alle meine Aktivitäten in Beruf und Sport kam meine Familie sicher etwas zu kurz. Aber wir haben mit den Kindern viele schöne gemeinsame Ferien verbracht. Und als sie dann ausgeflogen waren, haben Thildy und ich auch viele weite Reisen unternommen. So fuhren wir beispielsweise mit der Transsibirischen Eisenbahn von Moskau bis nach Hongkong. Australien ausgenommen, waren wir auf allen Kontinenten, teilweise mehrmals.

Im September 1993 in Moskau, bevor es mit der Transsibirischen Eisenbahn ostwärts ging, wurden wir zufällig Zeugen eines Ereignisses der Weltgeschichte, der russischen Verfassungskrise. Auf dem Roten Platz stand unsere Reisegruppe unverhofft unzähligen Panzern und schwer bewaffneten Soldaten gegenüber – für uns aus der friedlichen Schweiz ein befremdliches Bild. Der Kreml war abgeriegelt. Plötzlich öffnete sich ein Tor und eine Wagenkolonne raste in hohem Tempo davon. In einem der Wagen habe sich Boris Jelzin befunden, hiess es. Was wir noch nicht wussten: Russland stand am Rand eines Bürgerkrieges. Zwischen dem Präsidenten und dem Volksdeputiertenkongress (Parlament) des noch jungen Staates war ein Machtkampf entbrannt, den Jelzin schliesslich mit Hilfe des Militärs für sich entschied. Als wir später schon im Zug unterwegs waren, informierte uns die Reiseleiterin, das Weisse Haus (das Parlamentsgebäude), in dem sich die Volksdeputierten verschanzt hatten, sei nun von der Armee beschossen und weitgehend zerstört worden.

Aug in Auge mit dem Papst

Nie hätte ich gedacht, dass ich im hohen Alter noch einem Papst Auge in Auge gegenüberstehen würde. Aber 2015 kam es dazu. Eines unserer vier Enkelkinder, Raphael, ist in der päpstlichen Schweizergarde, mittlerweile schon Korporal. Seit er in Rom weilt, haben wir ihn regelmässig besucht. Als wir im Frühling 2015 in Rom weilten, hatte

Händedruck mit Papst Franziskus: Thildy und Franz (hinter ihr, halb verdeckt) als Ehrengäste bei der Mittwochsaudienz auf dem Petersplatz in Rom.

Raphael eine Überraschung bereit. Wir sollten uns am folgenden Tag, einem Mittwoch, morgens um 8 Uhr in der Gardisten-Kaserne einfinden. Dort eröffnete er uns, dass er uns – weil es ja vielleicht unser letzter Rombesuch sei – einen der etwa 20 Ehrenplätze bei der wöchentlichen Generalaudienz auf dem Petersplatz beschaffen konnte. Um einen dieser begehrten Plätze zu erhalten, braucht es die päpstliche Einwilligung. Und der Papst begibt sich am Schluss der Mittwochsaudienz zu den Ehrenplätzen, gibt jedem Ehrengast die Hand und spricht ein paar Worte mit ihm. Da sassen wir also auf unseren etwas erhöhten Plätzen mit Blick auf die 60 000 auf dem Petersplatz versammelten Menschen – allein schon dieser Eindruck bleibt unvergesslich. Schliesslich trat Franziskus auf uns zu, begrüsste uns und wechselte einige Worte mit uns – auf Deutsch, weil wir ihm sagten, wir kämen aus der Schweiz. Viel war es natürlich nicht, was er sagte. Er werde uns in sein Gebet einschliessen und er wünschte schöne Tage in Rom.

Dankbar für ein schönes, interessantes Leben

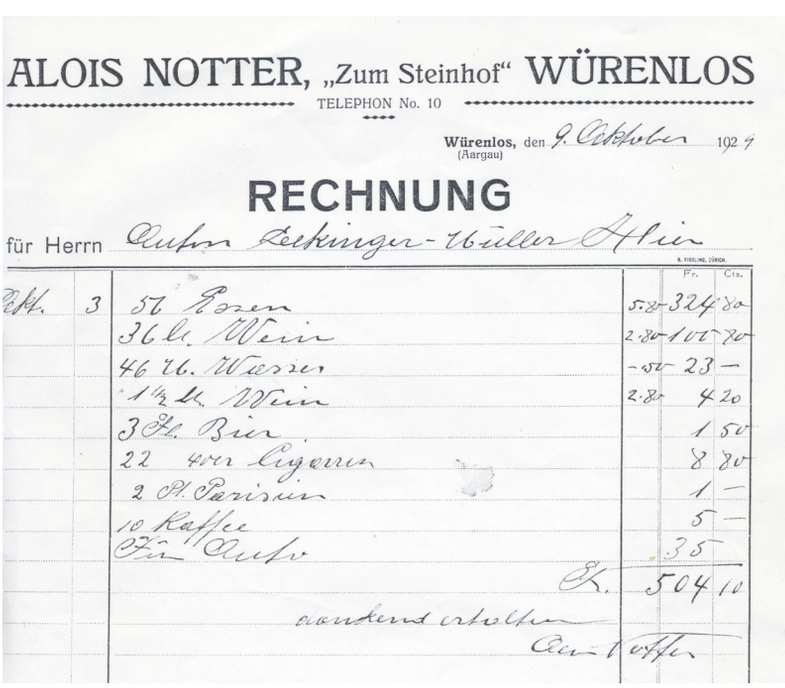
Wenn ich auf meine 90 Lebensjahre zurückblicke, so habe ich insgesamt ein interessantes, sehr vielseitiges und schönes Leben gehabt. Dafür bin ich dankbar. Vor allem auch dafür, dass ich und Thildy im hohen Alter noch so gut dran sind und dies und das unternehmen können. Dankbar bin ich Thildy auch dafür, dass sie stets so viel Verständnis aufbrachte für mich und meine Ungeduld und dass sie mir an alle beruflichen Stationen gefolgt ist, auch wenn es ihr nicht immer leicht fiel.

Ein Interview zum Steinhof als Ergänzung

Der Gasthof Steinhof in Franz Notters Jugendzeit – Ausschnitte aus einem Interview, das Franziska Arnold mit Franz Notter geführt hat. Franziska Arnold betreibt zusammen mit der heutigen Besitzerfamilie Juan und Lisa Rodriguez die temporäre Steinhof-Bar «la cage aux folles». Veröffentlicht wurde das Interview in der Steinhof-Hauszeitung.

Franziska Arnold (SZ): Wie muss man sich den Steinhof zu Deiner Zeit vorstellen? Die meisten von uns kennen den Steinhof ja 'nur' aus der Ära Maduz, als er ein nobles Restaurant war.

Franz Notter (FN): Es hat sich viel verändert. Zu meiner Zeit war der Steinhof eine Dorfbeiz. Nebenbei wurde Landwirtschaft betrieben und wir hatten einen 'Veh und Ross'-Handel. Auch der Saal war noch intakt und wurde rege benutzt. Der Steinhof war damals sehr beliebt. Übrigens, Du hast sicher schon auf der Bahnhofseite des


ALOIS NOTTER, „Zum Steinhof" WÜRENLOS
TELEPHON No. 10
Würenlos, (Aargau) den 9. Oktober 1929
RECHNUNG
für Herrn Anton Sekinger-Müller Hier

				Fr.	Cts.
Okt.	3	56 Essen	5.80	324	80
		36 l. Wein	2.80	100	80
		46 l. Wasser	-.50	23	—
		1½ l. Wein	2.80	4	20
		3 Fl. Bier		1	50
		22 4er Cigarren		8	80
		2 Pt. Parisien		1	—
		10 Kaffee		5	—
		Für Auto		35	
		Fr.		504	10

dankend erhalten
Alois Notter

Als ein komplettes Hochzeitsessen für 56 Gäste noch Fr. 504.- und 1 Liter Wein noch Fr. 2.80 kosteten. Rechnung aus dem Jahre 1929 für die Hochzeitsfeier von Anton und Martha Sekinger-Müller. Der Gasthof Steinhof hatte damals die eingängige Telefonnummer 10.

Metzgete im Steinhof 1921. Vorne links (x) Vater Alois Notter. Hinter ihm mit Stehkragen, Krawatte und Mütze Hans Ernst «Balze». Dritter von rechts stehend: Hans Brunner, der an der Schulstrasse eine Schuhmacherei und Schuhhandlung betrieb.

Steinhofs die Metallstreben gesehen. Die hat seinerzeit mein Vater montiert. Der Saal im ersten Stock war nämlich instabil geworden und die Wand drohte in den Innenhof zu stürzen. Da musste er die ganze Sache stabilisieren.

SZ: Weisst Du, was da genau passiert ist, dass diese Wand instabil wurde?
FN: Nun, ich vermute dass dieser Saal ‚leicht' gebaut worden war. Es fanden viele Veranstaltungen im Saal statt, es wurde getanzt und gehoppst und gesprungen. Ich kann mich erinnern, damals war im unteren Sääli (heutiger Saal und Steinhof-Bar, Anm.d.R.) eine Mühle untergebracht in der wir Futtermittel lagerten. Wenn wir jeweils da unten standen und oben fand Tanz statt, konnte man richtig sehen, wie der Boden in Schwingung kam. Also, wahrscheinlich war es wirklich die leichte Bauweise die zum Problem wurde. Hätte mein Vater da nicht die Befestigung angebracht, wäre der Saal wohl damals schon geschlossen worden.

SZ: Nachdem Dein Vater die Wände stabilisiert hatte durfte man den Saal also weiterhin benutzen?
FN: Ja, es fanden nach wie vor Veranstaltungen statt. Speziell zur Fasnacht ging es natürlich hoch zu und her, dafür war der Steinhof bekannt. Auch fanden regelmässig Tanzkurse statt. Durch ein Fenster konnte ich direkt in den Saal hineinschauen und habe die Tänzer beobachtet. So habe ich tanzen gelernt.

Du kennst ja auch die Geschichte vom Doktorzimmer. Zweimal pro Woche kam Doktor Grendelmeier aus Dietikon mit dem Auto nach Würenlos. Bei uns im Steinhof hatte er sein Doktorzimmer. Vor dem Zimmer war ein Aufgang, der praktisch im Freien lag. Die Patienten mussten dort warten. Wenn es draussen -10° war, dann war es auch auf der Treppe, wo die Kranken warteten -10°. Im Winter mussten wir etwa zwei Stunden bevor Dr. Grendelmeier kam das Zimmer heizen, dann holte der Doktor den Schlüssel am Buffet und begann mit der Arbeit. Nach seinen Konsultationen bestellte er in der Gaststube immer noch ein 'Eptinger', das er allerdings nie fertig trank. Ich wartete jeweils hinter dem Buffet bis er ging und gönnte mir dann das restliche ‚Eptinger'. Das war ein Genuss.

Damals kannte man auch noch keinen Zahnarzt. Wenn man Zahnschmerzen hatte, so ging man ebenfalls zu Dr. Grendelmeier und der riss einem dann den Zahn aus. An einem Samstagabend als wieder einmal Tanz war im Saal, ich war da schon etwas älter, kam ein guter Freund zu mir und meinte, er habe schreckliche

Zahnschmerzen. Ich riet ihm nach Hause zu gehen oder einen Schnaps zu trinken. Er wollte aber partout nicht gehen, denn er hatte ein Mädchen im Auge, das er nach dem Tanz nach Hause begleiten wollte. Da machte ich ihm einen Vorschlag: ‚Komm mit ins Doktorzimmer und ich zieh dir den Zahn'. Wir gingen ins Doktorzimmer, dort lagen in einer Vitrine noch alle Zangen vom Doktor, obwohl dieser schon nicht mehr in Würenlos praktizierte. Er hatte einfach alles da gelassen. Ich suchte also eine Zange um den Zahn zu ziehen. Nach drei Fehlversuchen klappte es dann beim vierten Mal und ich konnte den schmerzenden Zahn entfernen. Nachdem mein ‚Patient' den blutigen Mund ausgespült hatte ging er gleich wieder in den Saal um weiter zu tanzen.

SZ: Oha, das waren ja noch richtige Kerle damals!
FN: (Lacht) Ja, ja, das waren wir tatsächlich! Einmal an einem heissen Juli-Sonntag hatte Vreny oder Anneli Beerkircher in Untersiggenthal Hochzeit. Ihre Brüder Willi, Ernst, ihre Cousins Dölf Beerkircher und Sepp Dänzer fanden sich nach der Rückkehr vom Fest, kurz nach Mitternacht (Polizeistunde), im Steinhof ein und wünschten unbedingt noch ein Bier. Das bekamen sie auch. Ihre Vestons hängten sie bei der Türe an Haken auf. Bei der Rückkehr vom WC, das war damals noch ausserhalb des Gebäudes, gewahrte einer das Kommen des Polizisten per Velo. Er schlug Alarm und alle vier flüchteten hinter dem Buffet durch, durch die Küche und das Fenster ins Freie. Der Polizist sah nur noch den letzten Flüchtenden und bemerkte, dass dieser hemdsärmlig war. Er schaute sich um, gewahr die Vestons, nahm sie in aller Ruhe vom Haken unter seinen Arm, mit der Bemerkung, die Vestons könnten anderntags auf dem Polizeiposten in Spreitenbach gegen Bezahlung der Busse wegen 'Überhocken' von den Besitzern abgeholt werden. Das war dann so, der Gang nach Spreitenbach sei mühsam gewesen, sie meinten aber nachher, der Polizist habe ein Lächeln gehabt und sei sehr freundlich gewesen.

SZ: Die Gartenwirtschaft ist ja eine stattliche Erscheinung. Hat diese immer so ausgesehen?
FN: Nein, früher war die Gartenwirtschaft sogar noch grösser. Das Trottoir wurde später verbreitert und damit wurde der Garten kleiner. Die Eingänge waren auch an einem anderen Ort. Aber es war auch damals ein sehr beliebter Ort für Gartenfeste zum Beispiel des Männerchors. Da gab es dann Büchsenwerfer, Zuckerstöcke und so weiter. Neben der Gartenwirtschaft, da wo heute der Parkplatz ist, hatte meine Mutter übrigens ihren Gemüse- und Blumengarten. Mittendrin war ein kleiner Springbrunnen. An einem Sonntag hatte ich nichts Besseres zu tun als auf dessen Rand rumzuturnen. Prompt bin ich ausgerutscht und mit meiner Sonntagskleidung reingefallen. Alle haben das gesehen und gelacht.

SZ: War denn der Steinhof die eigentliche Dorfbeiz oder waren auch die anderen Wirtschaften beliebt?
FN: Es gab natürlich schon verschiedene Dorfbeizen, wo man einkehrte. Was aber speziell war, war die Tatsache, dass am Sonntag die Bauern immer zu uns zum Jass kamen. Sie kamen gegen 13 Uhr und gingen kurz vor fünf, wenn sie wieder in den Stall mussten. Sie waren wohl unserem Vater zugetan, weil er ja auch Landwirtschaft hatte, deshalb kamen sie nur zu uns, nirgends sonst. Reich wurde man von den Bauern allerdings nicht, sie tranken ihr Bier oder ihren Zweier.

SZ: E*rinnerst Du Dich noch an besondere Gäste oder Angestellte?*
FN: Natürlich gab es auch immer allerhand ‚Typen' in so einem Lokal. Zum Beispiel war da ein Bauer aus Wettingen, ein Junggeselle, der ging immer nach Würenlos zum Coiffeur und anschliessend kam er in den Steinhof. Er hat jeweils einen ‚Halbliter' bestellt mit zwei Gläsern. Er wartete eine Zeitlang, aber niemand kam. Dann meinte er: ‚Jetzt isch de Ander glich ned cho!' Wir wussten alle, dass da sowieso keiner kommen würde und haben uns hintenrum lustig gemacht über ihn.

Ja, und dann hatten wir auch einen Knecht, ein ganz lieber Kerl, ich mochte ihn gern. Aber immer wenn er Geld hatte, war er drei Tage lang besoffen. Dann ging er ins Bett und, weil er wohl gar nichts mehr merkte, hat er jeweils ins Bett gepinkelt. Dann wartete er einfach, bis es wieder einigermassen trocken war und ist danach aufgestanden, als wär nichts gewesen. Später sind ihm leider im Winter im Erliacher unten die Beine abgefroren, da er dort wohl im Rausch umgefallen und eingeschlafen war. Schnaps war damals sowieso ein Thema.

SZ: Warum?
FN: Bei uns im Steinhof kam einmal im Jahr im Winter der Schnapsbrenner aus Berikon vorbei.

Da haben die Bauern dann ihre Ware abgeliefert und anschliessend den Schnaps wieder abgeholt. Zu der Zeit waren unsere Knechte immer alle besoffen. Es wurde während einer Woche Tag und Nacht gebrannt und es ging zu und her wie im Bienenhaus. Alle wollten dabei sein. Beim Brennen blieb der so genannte Träsch übrig. Den mussten wir hinter der Scheune deponieren und in einer ruhigen Zeit zu Träschstöckli formen. Das machte man mit einer Art Wurstmaschine, in der der Träsch geformt wurde. Anschliessend haben wir die Träschstöckli zum Trocknen auf ein Gestell gelegt. Wir haben damit geheizt. Die Stöckli hatten allerdings einen schlechten Brennwert, aber immerhin, wir konnten heizen. Das gab's auch nur im Steinhof.

SZ: Stimmt es, dass man früher im Steinhof auch Benzin tanken konnte?
FN: Neben der Brückenwaage, auf der anderen Seite der Landstrasse, betrieb man bis 1939 auch eine Benzintankstelle. Die einzige Tanksäule funktionierte mit einer von Hand betriebenen Pumpe. Der Liter kostete 55 bis 58 Rappen. Pro Tag wurden lediglich ca. 20-30 Liter verkauft. Es gab ja nur ganz wenige Autos im Dorf. Mit Beginn des Krieges wurde die Belieferung eingestellt, Benzin war rationiert.

Bis Ende der 1930er-Jahre befand sich im hinteren Teil des Steinhofs zudem eine für die damalige Zeit gut eingerichtete Schreinerei. Betrieben wurde sie von Schreinermeister Alfred Isler. Er bewohnte mit seiner Frau im 1. Stock eine Zweizimmerwohnung. Seine Frau arbeitete in der damaligen Weberei und Spinnerei Wettstein in Oetwil. Täglich, bei jedem Wetter, begab sie sich zu Fuss an die Arbeit. Das Ehepaar war kinderlos. Herr Isler mochte die Tauben nicht, die sich im Sommer im Hof aufhielten und und mit ihrem Gurren einen grossen Lärm machten. Herr Isler trat dann unter die Türe, schaute mit bösem Blick die Tauben an und schimpfte: 'er Saucheibe' und verschwand dann wieder in seiner Werkstatt. Ein Vorkommnis, das uns immer wieder amüsierte.

SZ: Zum Abschluss eine letzte Frage an Dich: was wünschst Du Dir für den Steinhof?
FN: Wenn ich mir etwas wünschen darf: Ich möchte, dass der Steinhof, also das Restaurant und die Gartenwirtschaft so erhalten bleiben. Der Steinhof ist so ein imposantes und markantes Gebäude, er darf nicht verschwinden. Das wäre sehr schade und nicht zu ersetzen. Das wünsche ich mir, das liegt mir am Herzen. Nicht nur, weil es eine Erinnerung ist, sondern weil es wichtig ist für das Dorf.

Historic
RAe 2/4 1001
90 Jahre Franz Notter
Rev 3 OI 02.07.15
R* Sp 06.03.08
18.00m
2.50m
Würenlos